Frankfurter Illustrierte

16. Januar 1960 Nr. 3 50 Pf · S 4.-
Vertriebskennzeichen D 2969 C ● 48. Jahrgang



Unser Oskar für Liselotte Pulver



Frankfurter Illustrierte

Nr. 3 vom 16. Januar 1960

Lieber Leser!

Die Teenager sind, mit Verlaub zu sagen, im Mund aller Leute. Die einen ärgern sich über diese Wesen, zumal, wenn ihre Aufmachung allzu extravagant ist und die langen Haare allzu sorglos à la Juliette Greco über die Schultern wallen, andere wieder finden sie zum Anbeißen wie zu allen Zeiten.

Schon hat es auch in dieser oder jener Schule Ärgernis gegeben, und in Wien, dem Wien der rundwangigen, süßen Mädels, ist den Vierzehn- und Fünfzehnjährigen auferlegt worden, sich allzuweit, allzu reifrockartig (also: unartig) abstehender Petticoats in der Garderobe zu entledigen. Wie ist das übrigens: Wird man in dieser Schule einen eigenen Garderoberaum für die Ablage der gestärkten Unterröcke schaffen?

Teenager allerenden. Schon gibt es Zeitschriften nur für sie – es heißt, daß die sogenannten besseren älteren Herren die treuesten Abnehmer dieser Blätter sind. Teenager als Thema: Romane befassen sich mit dem angeblich abgründigen Seelenleben dieser liebenswerten Geschöpfe – früher pflegte man dieses Seelenleben damit abzutun, daß der verärgerte Bruder sagte: „Meine Schwester spinnt!"

In Filmen und Theaterstücken werden Teenager beiderlei Geschlechts in bewegenden Affären vorgeführt, und selbst in Diskussionsabenden wird der Teenager, wird das Innere des Teenagers, quasi nach außen gekehrt.

Na schön. Der Sturm wird sich legen wie alles. Möglicherweise hat die Menschheit morgen andere Sorgen. Uns fiel nur, als uns das Thema Teenager anödete, eine Szene ein, die wir bei einem sommerlichen Spaziergang in einem Gebirgswald erlebt hatten, letztes Jahr erst. Es war wie ein Aquarell von Renoir: Auf einer Lichtung saßen, von Sonnenflecken umtanzt, zwei Mädchen. Sie trugen heitere Sommerkleidchen, ganz gewiß ohne Petticoats. Die eine las Gedichte vor, andächtig und ernst lauschte ihr die Freundin. Das gibt es also auch noch, dachten wir – Mädchen.

Ihre Redaktion

Liebe Frankfurter Illustrierte

Die Redaktion behält sich bei Zuschriften, die in dieser Rubrik veröffentlicht werden, das Recht der Kürzung vor.

Zu exclusiv?

Zu unserer Bildreportage Paso Doble in Nr. 48/59

Ihre bildschöne Reportage über das Tanzturnier in Kassel läßt mich wehmütig daran denken, daß unsereiner, der über keinen Gesellschaftsanzug verfügt, ein solches Ereignis gar nicht zu besuchen wagt. Ganz davon abgesehen, daß die guten Plätze bis zu



30,– Mark, die billigsten immer noch um die 10,– Mark herum kosten. Dazu kommt der sogenannte Verzehr. Ich sehe schon ein, daß der festliche Eindruck wichtig ist, aber manchmal habe ich auch das beängstigende Gefühl, daß in manchen Kreisen ein unsäglicher Hochmut grassiert.

Siegfried Grenzhausen, Augsburg.

Keine Überraschungen

Was mir bei den Tanzturnieren, vor allem denen der Amateure, aber auch bei den Berufstänzern immer wieder auffällt: daß es ewig die gleiche Reihenfolge der Sieger gibt. Zum Wesen des Sportes – und dem Sport wollen sich die Gesellschaftstänzer doch so gern einreihen – gehört die Überraschung, das Außenseitertum. Ich kritisiere nicht, ich stelle nur fest. Jeder, der diese Turniere verfolgt, kann haargenau die Sieger für die nächsten Veranstaltungen voraussagen.

Hilde Kraus, Hamburg-Altona.

Jazz als Erzieher

Zu unserer Reportage: „Weil du schwarz bist" Nr. 51/59

Der schwarze Mann ist in unseren Landschaften nicht nur einsam. Im Grunde wird er nur von Dummköpfen verachtet. Schicken Sie einmal einen Ihrer Fotoreporter zu einem Gastspiel farbiger Jazzkünstler. Dort können Sie von den sonst so töricht als „Halbstarke" abgetanen jungen Menschen eine respektvolle und hingerissene Begeisterung erleben. Diese Jugend – und es sind bis zu tausend junge Menschen mitten zwischen den farbigen Jazzenthusiasten im Saal – diese Jugend wird nie mehr einem Rassenwahn zum Opfer fallen.

Rudolf Korn, Stuttgart.

Alt-Heidelberg

Zu unserer Reportage in Nr. 50/59

Ich bezweifle sehr, daß es stimmt, wenn Sie schreiben: „Das Publikum wird ... in Tränen zerfließen und die hohen Kosten werden wieder hereinkommen". Die Menschheit ist doch ein kleines Stück weitergekommen, auch im Geschmack. Und wer weint heute wohl noch über einen humpenschwenkenden Erbprinzen und sein G'spusi? *Rudolf Lechleitner, München.*

Die Unbarmherzigen

Zu unserer Glosse in Nr. 50/59

Ihre Glosse hat mich sehr bewegt. Sie ist eine furchtbare Anklage. Die menschliche Hilfsbereitschaft scheint immer seltener zu werden. Bei Autounfällen wird es am deutlichsten. Und doch möchte ich ein Wort dafür einlegen, daß die Güte nicht ausstirbt. In einer Reihe von deutschen Tageszeitungen werden jetzt „Kavaliere der Straße" ausgezeichnet, Menschen, die selbstlos eingesprungen sind, wenn alle anderen versagten. Die Zeit ist kalt, aber das Licht der Güte ist doch noch nicht ganz erloschen. *Hilde Weber, Würzburg.*

„Nacht über Sibirien"

Zu unserem Leserbrief „Was geschah in der Taiga" in Nr. 48/59

Ich möchte bemerken, daß nicht Herr Johann Dieterich Autor des Buches „Nacht über Sibirien" ist, sondern ich bin der Autor dieser Fluchterzählung. Ich habe im Jahre 1933 von einem gewissen Professor John ein Manuskript über dessen Flucht aus Sibirien erhalten und danach mein Buch geschrieben. Möglicherweise ist Herr John mit dem Bruder des Herrn Dieterich identisch.

P. C. Ettinghofer, Niederkastenholz.

Unfug der Autogramme

Zu unserer Gründgens Reportage Nr. 50/59

Unter Ihren Fotos ist eines, das zeigt den erschöpften Gründgens, wie er aus seinem Auto heraus Autogramme gibt. Ich finde diese Form der Verehrung großer Künstler töricht und belästigend. Was soll schon so ein hastig hingekritzelter Namenszug bedeuten? Ich könnte es noch verstehen, wenn man einen echten Brief wie eine Kostbarkeit bewahrt, aber einen so hingehuschten Namenszug? Ich glaube, diesen Unfug haben die Pressechefs der Filmfirmen aufgebracht.

Suse Frankenberg, München-Bogenhausen.

Auch hinter die Kulissen geschaut

Zu unserer Rußland-Reportage „Boulevard der roten Träume" in Nr. 50/59

Dieser Bericht von Claude Jacoby unterscheidet sich von anderen Rußlandberichten dadurch, daß Jacoby auch hinter die Kulissen schaut. Er sieht nicht nur die Menschen auf der Straße, die vollen Läden und die sauber angezogenen Polizisten, sondern berichtet auch über die Lebensart und die Schattenseiten der Moskauer Prachtstraße. Zweifellos ist der Autor ein Kenner der russischen Sprache und Mentalität, denn sonst könnte er diese Texte nicht geschrieben haben. In einem Intourist-Prospekt sind jedenfalls diese Erklärungen, die er zu seinen Bildern gibt, nicht abgedruckt.

Erich Berger, Köln.



Jean Giono, der bekannte französische Romanschriftsteller, scheint durch den Erfolg seines ersten Originalstoffes für die Leinwand „Wenn die Flut kommt", endgültig für den Film gewonnen zu sein. Er hat eine eigene Produktionsgesellschaft gegründet. Erstes Projekt der Firma: „Krösus", nach einem Drehbuch von Giono. Hauptdarsteller: Fernandel.

*



Karl Heinz Böhm hat soeben in England den Film „Peeping Tom" abgedreht. In seinen englischen Filmen erscheint er unter dem Namen seines Vaters Karl Böhm. Mit der Disney-Produktion hat er einen „Beethoven"-Film abgeschlossen.

*

Adolf Wohlbrück wurde für vier Monate an das Berliner Renaissance-Theater verpflichtet. Er spielt jetzt die Hauptrolle in Anouilhs „Die Probe oder die bestrafte Liebe". Wohlbrücks zweite Rolle im Februar wird der Marlborough in Scribes „Ein Glas Wasser" sein.

*



Marilyn Monroe spielt neben Gregory Peck die Hauptrolle in dem Film „Der Multimillionär", deutscher Titel: „Laßt uns lieben!" Marylin und Gregory Peck erscheinen hier als Tanzpaar. Die beiden trainieren an einem neuen Tanzstil, der extra für diesen Film geschaffen wurde.

*

Boris Pasternak, der 1958 für seinen Roman „Dr. Schiwago" den Nobelpreis erhielt, schreibt zur Zeit an einem Drama über die Befreiung der Leibeigenen in Rußland im Jahre 1860.

*



Maria Schell filmt wieder in Amerika. Sie spielt die weibliche Hauptrolle in der Verfilmung des Romans „Cimarron" von Edna Ferber. Ihr Partner in dem Epos aus den Tagen der Kolonisierung Oklahomas ist Glenn Ford. Maria Schell verkörpert eine unerschrockene Frau, die einen ruhelosen Abenteurer heiratet und ihm in den unerschlossenen Westen folgt.

Wieder blickt England erwartungsvoll auf seine Königin. Wieder wird sie allein die Hauptrolle spielen. Denn ihr Gemahl bleibt Statist, weil die Tradition es so will. Verzweifelt fragt sich Prinz Philip: Bin ich wirklich nur ...



... der Mann im Schatten?

Egon Jameson untersucht die umstrittene Rolle des „Prinzgemahls" am Königshof

Nicht einmal daheim in ihren vier Wänden darf die Königin mit ihrem Mann über Staatsdinge beraten. Sie würde ihren Eid auf die Verfassung brechen. Der Posten ihres Mannes ist in der englischen Konstitution nicht vorgesehen. Offiziell besitzt Philip nur Ehrentitel, und auch sein Rang als „Admiral der Großflotte von Nebraska" verleiht ihm keine Macht. Erst ein halbes Jahr nach der Thronbesteigung räumte die Königin ihrem Mann „den Vorrang und das Vorrecht nach ihr" ein, und viereinhalb Jahre später verlieh sie ihm auf Anregung ihres Ministerpräsidenten Macmillan die Anrede und Titelwürde eines Prinzen des Vereinigten Königreiches. Im englischen „Who's Who" (einem Nachschlagewerk über alle prominenten Persönlichkeiten) wird er nicht, wie die anderen Mitglieder der königlichen Familie, fett gedruckt, sondern nur als „verheiratet mit" erwähnt. – Trotz dieses traditionellen Mißtrauens gegen alle „Außenseiter" rund um den englischen Thron hat sich Philip aus seiner amtlich vorgeschriebenen Bedeutungslosigkeit zu einer der einflußreichsten und populärsten Persönlichkeiten in der britischen Völkerfamilie emporgearbeitet. Gleichzeitig aber will der Klatsch nicht verstummen, daß dieser Aufstieg zum „zweiten Liebling des Volkes" auf Kosten seines Eheglücks geschehen sei. Trotz des freudigen Ereignisses, das Elisabeth erwartet, hätten, so wurde geflüstert, die einst so innigen Beziehungen zumindest zeitweise gelitten. Ist „Mister Inoffiziell" – wie man ihn u. a. nennt – ungeachtet seiner großen Beliebtheit bei den Engländern enttäuscht, daß man seine Stellung am Hofe nicht auch offiziell nach seinem Wunsch verankert hat?

... der Mann im Schatten?

Das Protokoll ist ihm ein Greuel. Noch nie zuvor hat ein Mitglied der königlichen Familie die Verbindung zum Volk mit einer derartigen Intensität aufzunehmen versucht und auch durchgesetzt. Der Herzog von Edinburgh sprengte jahrhundertealte Traditionen im Alltag des Hofes. Jetzt wendet er sich gegen die Führungen und Besuche im Buckingham-Palast, die er für ebenso langweilig wie nutzlos hält. Hierbei darf er nur mit Auserwählten sprechen. Philip jedoch redet mit jedem über alles, was ihn interessiert und nimmt sich Zeit dafür. So wird der Gemahl der Königin zum bösen Buben aller königlichen Veranstaltungen.



Viel Glanz und noch mehr Überdruß liegen über dem Leben des „Mannes, der der Königin gehört" (so nennen die farbigen Untertanen ebenso naiv wie treffsicher den Gemahl Ihrer Majestät). So wie hier beim Staatsempfang des persischen Schahs in der Gala-Loge der Königlichen Oper, so zeigen unzählige Bilder den Herzog von Edinburgh: elegant, in tadelloser Haltung, aber immer ein wenig „abwesend". Ohne Zweifel

Es ist nicht leicht, ein König ohne Krone zu sein. Der einst unbekannte und mittellose, aus seiner Heimat vertriebene Prinz ist in den sechs Jahren seiner Herrschaft ohne Herrschaft wie kein anderer nichtregierender Palastbewohner von der ganzen Welt umjubelt worden. Er hat aber auch ständig die Kehrseite seiner einzigartigen Stellung kennenlernen müssen. Wo immer er etwas unternahm, was einer noch so bedeutungslosen Interessengruppe nicht ins Programm paßte, gab's ein Hallo gegen ihn. Wo immer es so aussah, als habe er eine Neuerung am Hofe durchgesetzt, erhoben sich traditionsfreudige Stimmen zum wütenden Protest. Nein, es ist kein Honiglecken.

Die Gegner der „brutalen" Jagd nehmen es ihm übel, daß er ein Freund des Halali-Rufes ist. Sie beschweren sich bei ihrer Königin, daß er sogar seinen Ältesten, den Prinzen Charles, dazu mitnimmt. Die Verteidiger der vollen Sonntagsruhe greifen ihn an, wenn er während der Kirchzeit Sport betreibt. Den europafeindlichen Anhängern ist er zu „teutonisch", den Höflingen zu unzeremoniell. Die Vegetariervereine mögen ihn nicht mehr, seit bekannt wurde, daß er und der künftige König auch Fleisch essen. Die englische Mode ist enttäuscht, weil er nicht als Nachfolger des einst so schicken Prince of Wales ihr Reklamemodell werden will. Sie rümpft die Nase, weil er sich, entgegen den Interessen der Hutbranche, so oft ohne Kopfbedeckung fotografieren läßt.

Im Gerüchte-Durcheinander um die leidige Townsend-Affäre wollte man – woher nur eigentlich? – wissen, daß Philip es war, der gegen den zukünftigen, nur bürgerlichen Schwager entscheidend gewettert hätte. Als sein ungewöhnlich geschickter Privatsekretär und Freund Michael Parker während einer Schiffsreise auf der „Britannia" zu aller Bedauern plötzlich zurücktrat, mußte sich Philip schweigend mitanhören, was man so alles als Motive aufbrachte und glaubte. Die Königin, flüsterte man, habe den Einfluß dieses allzu lebenslustigen Beraters auf ihren Mann nicht mehr gewünscht und deshalb die „Scheidung" der beiden Kameraden befohlen. Nein, es ist wahrhaftig kein leichtes Leben, dieses Dasein als „Prinz Dahinter" am Hofe.

Stumm wie ein Fisch hat Philip zu sein, wenn andere diskutieren. Niemals darf er sich in einen Disput mischen. Das heilige Recht der freien Meinungsäußerung, das jedem Untertanen seiner Gemahlin zusteht, ist ihm versagt. Nie darf er sich verteidigen, wenn er angegriffen wird, nie berichtigen, wenn man ihn verleumdet. Nicht einmal seinen Familiennamen darf er, wie jeder andere Vater in der Welt, seinen Kindern übertragen. Charles und Anne gehören zu den Windsors. Papa Philip hat kein Entscheidungsrecht über die Erziehungsmethoden. Sobald er in grundsätzlichen Fragen seinen Kopf durchzusetzen versucht, stößt er auf



ist Philip im Laufe der Jahre mit seiner amtlich nicht vorhandenen Position als „Gentleman hinter dem Thron“ nicht mehr zufrieden. Gewiß, er träumt nicht davon, ein König zu werden; aber er möchte seinen Einfluß auf die englische Monarchie auch offiziell anerkannt wissen. Temperamentvoll und aktionsfreudig wie er ist, möchte er nicht immer nur der freundlich lächelnde Begleiter bleiben. Aber die Chancen sind gering.

eine hochamtliche Phalanx von Kopfschüttlern und Besserwissern.

Krach im Unterhaus gab es, als Philip in einer recht harmlosen Ansprache andeutete, daß er den Militärdienst als recht nutzbringend für einen jungen Menschen empfinde. Er mußte sich von Abgeordneten zur Ordnung rufen lassen. Er habe sich als Mitglied der königlichen Familie gefälligst jede politische Einmischung zu verkneifen. – Die Welt hat erst neulich zusehen müssen, wie Philip stumm bleiben mußte, als einige englische Aristokraten seine Gattin wegen des Stils ihrer Regierungsreden angriffen. Was jedem Familienoberhaupt in allen zivilisierten Ländern als selbstverständliche Pflicht zuerkannt wird, bleibt ihm versagt. Der Prinz darf nicht einmal sein Eheweib verteidigen.

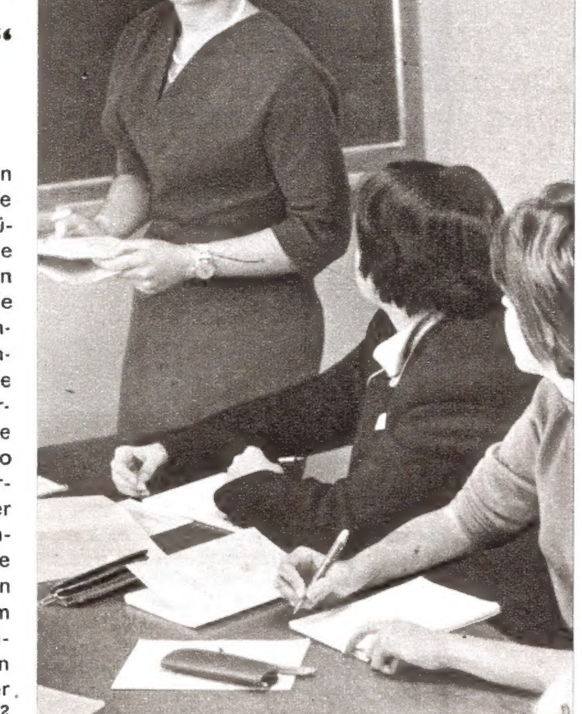
Zu aller Ver- und Bewunderung hat sich „Mr. Nichts“ (so nennen ihn mitleidige Spötter) durch derlei Nackenschläge und „Berufsschwierigkeiten“ nicht aus der Ruhe bringen lassen; denn Ruhe ist die erste Herzogspflicht. Wer da glaubte, der frühere englische Seeoffizier werde als Playboy mit vorschriftsmäßig huldvollem Lächeln hinter dem Thron stehen und brav im Kielwasser seiner Gattin und Mutter seiner Kinder einherschreiten, der mußte bald seinen Irrtum einsehen. Mit der Leidenschaft eines wissensdurstigen und ehrlich hilfsbereiten Menschenfreundes, mit der Intensität eines aufgeweckten Intellektuellen und mit unverwüstlicher Lust an Abwechslung, Abenteuern und Aktionen stürzte sich Prinz Philip auf jede lohnende Aufgabe, die trotz höfischer Einschränkungen für ihn abfiel.

Als privater Gatte der Königin von England drehte er den Spieß um und benutzte seine Position, um all das auszusprechen, was seine Gattin als Königin nicht sagen durfte, was andere nicht anzudeuten wagten und was doch endlich einmal von einem Prominenten auf diesem Eiland phrasenfrei und eindeutig gesagt werden mußte. Den britischen Exporteuren rief er zu: „Wir können nicht die Augen schließen und dreimal am Tage nach jedem Essen sagen: Alles Britische ist das Beste – und erwarten, daß es dann auch so ist.“ Er setzt die Abschaffung der oft nur von Snobs mißbrauchten Debütantinnen-Empfänge im Palast durch und warnt Studenten einer technischen Hochschule: „Wer euch einreden will, daß man etwas nicht besser machen könne, der ist entweder ein übernatürliches Wesen oder ein übernatürlicher Idiot.“

Bei einem der üblichen Besuche in einem Werk, bei dem die Königin artig jede protokollarisch vorgeschriebene Minute einhielt, blieb Philip wie gewöhnlich im Gespräch mit Angestellten zurück. Elisabeth mahnte lächelnd: „Philip, du bist unmöglich.“ – Pardon, Ihre Majestät irren. Prinz Philip ist möglich. Sehr möglich sogar.

Beim Volk schoß er den Vogel ab . . . **Philip ist hundertmal Präsident, hundertmal Schutzherr und aktives Mitglied in 400 anderen gemeinnützigen Organisationen. Als ihn ein englischer Autoklub zum Präsidenten wählte, erschien er zum Erstaunen des Büros allmorgendlich drei Monate lang und verwaltete sein Amt. Die Engländer nennen ihn einen „Mixer“, und diese Bezeichnung ist ein hohes und seltenes Lob für einen Mann seines Ranges. Ja, Philip mischt sich mit großer Begeisterung unter die Leute und verbittet sich veraltete Privilegien, rote Teppiche, Ehrenwachen und Schutzmannschaften, wo immer er kann.**





Eine „bürgerliche" Prinzessin

ist Ferial, die älteste Tochter von Exkönig Faruk, geworden. Sie bewies, daß sie mit beiden Füßen im Leben steht und wurde zum Entsetzen ihrer sehr stolzen und standesbewußten Familie ganz schlicht und einfach Lehrerin an einer Lausanner Handelsschule. Wegen der Proteste ihres aufgebrachten Papas verschwieg sie an der Schule ihre königliche Herkunft. So kam also keiner der Schülerinnen der „Verdacht", es könnte sich bei ihrer Lehrerin um eine richtige Prinzessin handeln. Aber wer würde auch in dieser reizenden jungen Dame eines der „armen, vom Thron verstoßenen Königskinder" erkennen, wie wir sie von Bildern und Berichten aus jener Zeit noch in Erinnerung haben?

In Algerien nichts Neues?

...nicht



„Es sah alles so harmlos aus", berichtet unser Reporter Jack Hochscheid, „die Franzosen waren nett zu mir, der ‚mohammedanische Landrat' neben mir versuchte, in den blumigen Worten des Orients mir seine Sympathie auszudrücken. ‚Wo ist denn hier Krieg?', fragte ich den französischen Capitaine. Ich sollte es bald erfahren."



„Heute abend können Sie tot sein", sagte mein schwarzhaariger Fahrer in freundlicher Offenheit zu mir. Ich blickte ihn erschrocken an: „Aber der General", stotterte ich, „aber der General hat doch gesagt, die Kabylei sei vollkommen befriedet." Der spanische Chauffeur zündete sich gleichmütig eine Zigarette an: „Gewiß", erwiderte er, „Generale haben immer recht, aber ich habe jedenfalls meiner Frau die Papiere dagelassen. Man kann nie wissen. Der Tag ist noch lang." Und es war erst sechs Uhr morgens, dazu noch kalt und regnerisch. Das kann ja gut werden, stöhnte ich und dachte an die Zeitungsmeldungen von heute morgen: „Neue Überfälle der Rebellen." Während der Fahrt

Doch! Auch die Franzosen geben nach fünf Jahren Krieg gegen die Aufständischen zu: Wenn nicht ein Klima der Brüderlichkeit folgt, ist der Krieg in Algerien militärisch ...

zu gewinnen

Wir saßen in einem Kartenraum. Ein Zeigestock fuhr über die Wüsten und Gebirge Algeriens, blieb für einen Augenblick an schwarzen Punkten hängen, dort war ein Posten überfallen, hier zwanzig Rebellen vernichtet worden. Alltagsdramen in dem mitleidlosen Kleinkrieg. Der General referierte darüber, sachlich, nüchtern wie ein Generaldirektor über Produktionszahlen. Ich notierte: 15000 Rebellen stehen aktiv im Kampf, ungefähr 5000 Rebellen betätigen sich als Bombenwerfer, Dachschützen oder Meldegänger. 10000 ausgebildete Rebellentruppen warten in Tunesien auf ihren Einsatz, etwa 4000 Mann sollen in Marokko stationiert sein. Mein Notizblock füllt sich mit Zahlen: 380000 Soldaten aus dem Mutterland sind in Algerien eingesetzt. Ich rechne schnell nach, bei 880000 Mann liegt die Gesamtstärke der französischen Armee, das heißt, beinahe die Hälfte der Streitkräfte steht außerhalb des französischen Mutterlandes im Kampf.



blickte ich argwöhnisch aus dem Jeep auf die am Wegrand sitzenden Gestalten. „Jeder dieser Burschen kann ein Rebell sein", erklärte mein Fahrer. An der Spitze und am Ende unserer kleinen Kolonne rollte ein Panzerspähwagen. Der hochgewachsene Capitaine, er hatte mir, als ich ihn fotografieren wollte, den Rücken zugedreht, hatte vor der Abfahrt versichert: „Keine Angst, Messieurs, es ist alles befriedet." Nach 150 Kilometer Fahrt waren wir bereit, es zu glauben, denn wir waren am Ziel: Im Hauptquartier des Oberkommandierenden der Kabylei, des Generals Faure.

Bombensicher. So sind alle Cafés und selbst die vornehmsten Restaurants in Algerien gegen Bombenwerfer geschützt. Die Wirtin in Tizi-Ouzou, wo wir eine kleine Erfrischung zu uns nahmen, wies auf den zerbrochenen Spiegel und die Narben am Boden: „Drei geballte Ladungen haben Sie mir vor ein paar Wochen hereingeworfen. Mon dieu! Es war grauenvoll." Mir schmeckte plötzlich der Kaffee nicht mehr. Ich vermeinte, die Todesschreie der Menschen zu hören und glaubte, am Boden noch die dunklen Blutflecken erkennen zu können.

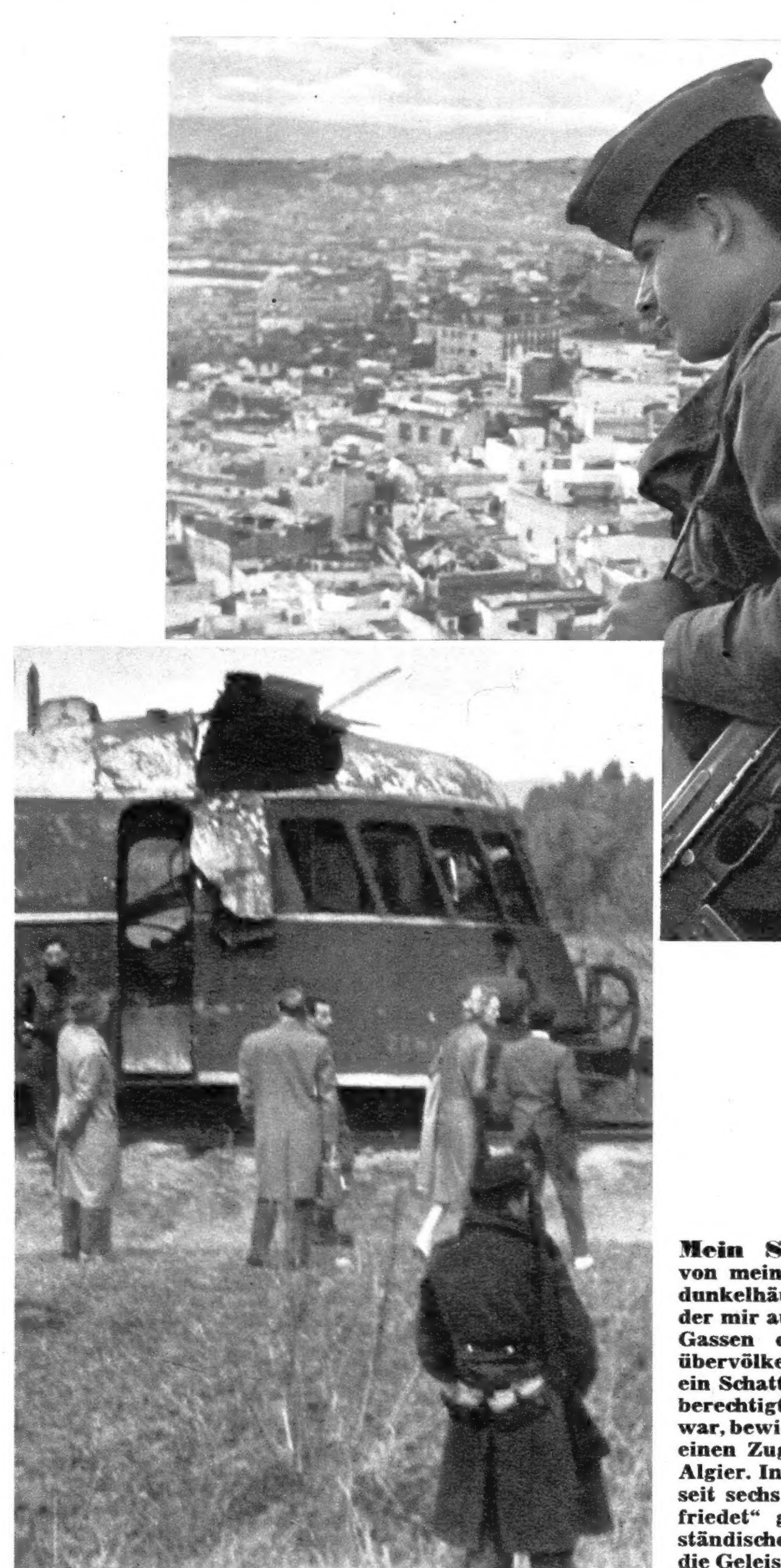
...nicht zu gewinnen



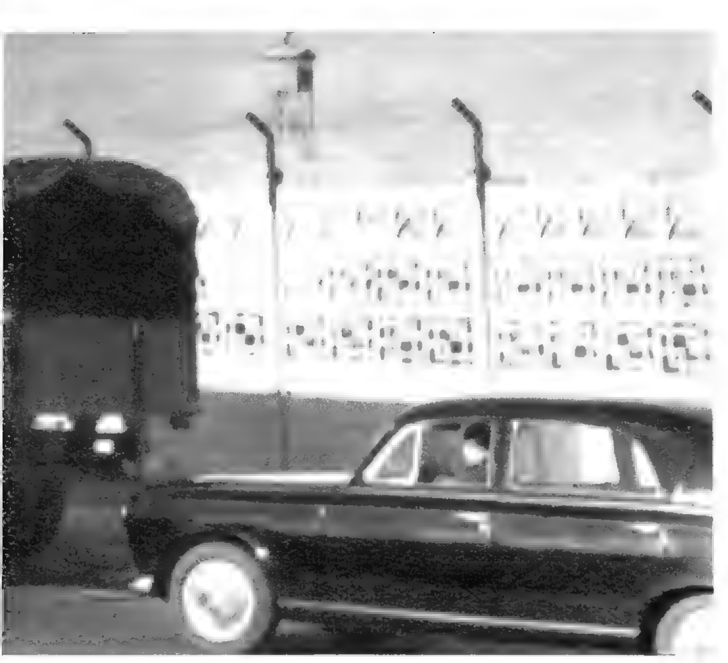
Wie eine chinesische Mauer umziehen kilometerlange Zäune die Stadt Algier. Dahinter verbergen sich riesige Militärlager. „Lassen Sie Ihre Kamera lieber verschwinden", riet man mir. Spionenfurcht? In einem sehr eleganten Hotel erhielt ich die Antwort. Ein vornehm gekleideter Herr ging auf einen eben ankommenden Hotelgast zu und forderte ihn auf, seinen Koffer zu öffnen. Es wimmelt in Algier von Geheimpolizisten und Militärpatrouillen. In der Stadt selbst läßt sich nur an wenigen Anzeichen erkennen, daß in diesem Lande ein erbarmungsloser Krieg geführt wird. In den Omnibussen warnen Schilder: „Bitte lassen Sie die Fenster zu Ihrer eigenen Sicherheit geschlossen." Drahtgitter schützen, wie in den Cafés, die Fenster vor Bombenwerfern. Im übrigen herrscht in der Stadt ein pulsierendes Großstadtleben. Niemand spricht vom Krieg. „In Algerien wird kein Krieg geführt", mußte ich mir sagen lassen, „sondern nur eine Befriedungsaktion unternommen".

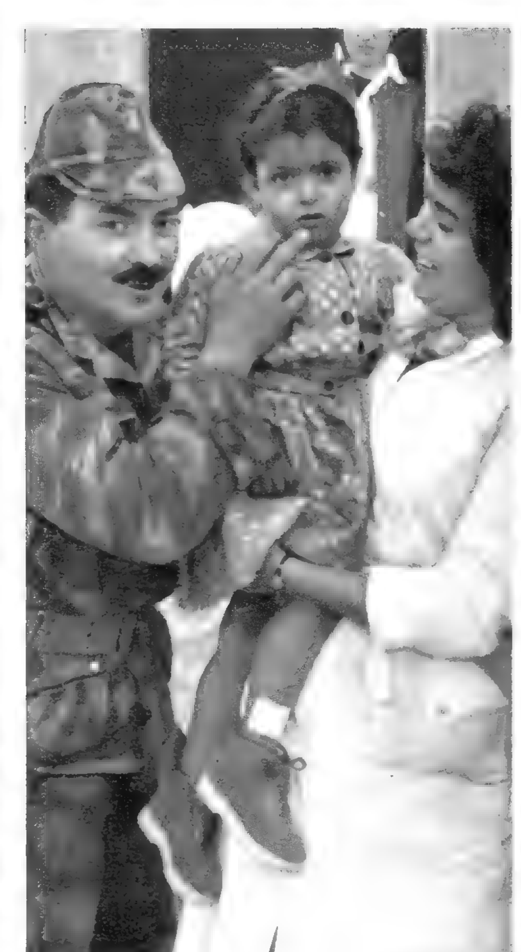


Nicht ganz ungefährlich, in diesem Haus zu sitzen, dachte ich und erinnerte mich, daß von jenem Balkon dort oben eine Revolution ausgegangen war, damals als im Mai 1958 die Generale in Algerien putschten. Vor dem Platz dort, wo gerade General Challe in seinen eleganten Wagen steigt, stand eine tobende Menschenmenge. Der Regierungssitz hat inzwischen einen anderen Namen erhalten: Délégation générale, ein Ausdruck des guten Willens der Franzosen, nicht mehr zu regieren, sondern zu beraten.



Mein Schatten. Nicht von meiner Seite wich der dunkelhäutige Beschützer, der mir auch in den dunklen Gassen der Casbah, der übervölkerten Altstadt, wie ein Schatten folgte. Und wie berechtigt diese Vorsicht war, bewies das Attentat auf einen Zug in der Nähe von Algier. In einer Gegend, die seit sechs Monaten als „befriedet" galt, legten Aufständische eine Mine unter die Geleise. Das sollte in der Sprache der Rebellen bedeuten: Wir sind immer noch da!



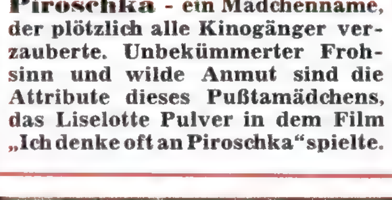




Ich konnte es nicht glauben: Zehn Menschen sterben in Algerien täglich an Hunger. Die hygienischen Verhältnisse sind katastrophal. Die Zivilärzte sind durch die Rebellen vertrieben worden. Fallschirmjägerärzte, siehe Bild, betreuen in den eingeigelten Dörfern die Zivilbevölkerung. Der Doktor ist zugleich Geburtshelfer, und er hat viel zu tun. Jährlich wollen in Algerien 250 000 Menschen mehr ernährt werden. „Mon dieu", und le docteur hob beschwörend die Hände, „man sollte ihnen elektrisches Licht in die Dörfer legen, vielleicht vertreiben sie sich dann die Langeweile mit etwas anderem . . ."

Die Kinder weinten und duckten sich ängstlich, als zum erstenmal das Blitzlicht meiner Kamera aufflammte. Sie glaubten an eine Explosion, an ein Bombenattentat. Die Angst ist ihr ständiger Begleiter. Unter militärischer Bedeckung werden sie in die Schule gebracht und wieder in die starkbefestigten Dörfer zurückgefahren. Man hat uns erzählt, daß sogar im Pultdeckel eines Schulkindes unlängst eine geballte Ladung gelegen habe. 8 000 Kinder werden in Algerien von Soldaten-Lehrern unterrichtet. Dieser unverheiratete junge Fallschirmjäger in Azazga hat einen harten Dienst: morgens Unterricht, nachmittags steht er Wache, auf einem der Türme (siehe Bild oben), die spinnennetzartig das Land überziehen. In diesem schmucklosen Klassenzimmer wurde mir klar, daß Frankreich diesen Krieg auch mit den Waffen des Geistes zu gewinnen sucht. Diese Kinder werden die Bürger von morgen und, in französischem Geist erzogen, auch die Freunde Frankreichs sein. Wenn man es so sieht, gewinnt vielleicht der Fallschirmjäger im Klassenzimmer eher die Schlacht um die Zukunft, als seine Kameraden in den Felstälern Algeriens.





Piroschka - ein Mädchenname, der plötzlich alle Kinogänger verzauberte. Unbekümmerter Frohsinn und wilde Anmut sind die Attribute dieses Pußtamädchens, das Liselotte Pulver in dem Film „Ich denke oft an Piroschka“ spielte.



Heute heiratet mein Mann, wiederum ein heiterer und kluger Hoffmann-Film. Aus dem verliebten Pußtamädchen Piroschka — ist hier die liebenswerte und kapriziöse Thesi geworden, die zweimal den gleichen Mann heiratet.

ZUM TITELBILD

Unser Oskar für Liselotte Pulver



Nach der Uraufführung ihres ersten Films — „Föhn“ mit Hans Albers — verbeugt sich die Künstlerin vor dem beifallsfreudigen Publikum.



Wirtshaus im Spessart, auch ein Film des Regisseurs Hoffmann; eine musikalische Räuberpistole, angefüllt mit aggressivem Witz, mit einer glanzvollen Darstellerliste — angeführt von Liselotte Pulver und Carlos Thompson.



Buddenbrooks — das große Familiengemälde, frei nach Thomas Manns Roman, entstand unter der Regie von Alfred Weidemann. Liselotte Pulver verkörpert die Tony Buddenbrook und kann ihre verschiedenen Temperamente zeigen.

Den ersten Silber-Oskar der „Frankfurter Illustrierten" erhielt Hildegard Knef. Als die Auszeichnung zum zweiten Male vergeben wurde, bekam sie Heinz Rühmann. Den dritten Oskar nahm in diesen Tagen Liselotte Pulver entgegen. Die junge Schweizerin ist unter den deutschsprechenden Schauspielerinnen unserer Tage diejenige, der wohl der uneingeschränkteste Beifall des Publikums sicher ist. Dabei gehören ihre Filme nicht etwa nur der leichten Muse an. Als Tony Buddenbrook glaubt man ihr den Backfisch-Übermut genauso wie den Stolz und das Erschrecken der Patrizierstochter, wenn Herr Grünlich als Brautwerber auftritt. Ihr Jauchzen, als dem Buddenbrook-Haus ein Erbe geschenkt wird, ist genauso echt wie die verzweifelte Entrüstung, die sie von der Seite ihres zweiten Mannes hinwegtreibt.

*

Ihre frühen Filme „Heidelberger Romanze", „Klettermaxe", „Fritz und Friedrike", „Von Liebe reden wir später", „Männer im gefährlichen Alter" haben die junge Schauspielerin zu dem munteren burschikosen Typ gemacht, den man sich als Maria in „Clavigo", als Luise Millerin, also Hero oder Kätchen zunächst nicht vorstellen konnte. Und doch hat Liselotte Pulver als „ernste" Schauspielerin in Bern und Zürich begonnen. Im Herbst letzten Jahres erfüllte sich einer ihrer Wunschträume: sie durfte auf einer Berliner Bühne die Titelrolle in Giraudoux' „Undine" spielen.

Über die Urteile ihrer Kritiker hat Liselotte Pulver einmal gesagt:

„Es ist amüsant zu lesen, daß ich „ein bezauberndes Persönchen von quirligem Temperament" sei, oder wie „eine junge, seidenhaarige Jagdhündin, so wach beobachtend, so schnell und klug auf jeden Eindruck reagierend" oder „so lang und schlaksig und ein ganz klein wenig schlampig mit Charme". Ich kann also wählen zwischen der seidenhaarigen Jagdhündin und der charmanten Schlampe! Immerhin, vor allem bin ich froh, daß man mich als Bernerin nicht mit dem sprichwörtlichen Phlegma behaftet, das boshafte Anekdotenerzähler den Eingeborenen meiner Vaterstadt andichten. Ich bin der lebendige Gegenbeweis!



„Diesen entehrenden Zirkus mache ich nicht mehr mit", hat Generaladmiral von Friedeburg kurz zuvor noch Großadmiral Dönitz (Bildmitte) erklärt und den selbstgewählten Tod der peinlichen und entwürdigenden Behandlung vorgezogen, denen Dönitz, seine Minister und hohen Offiziere bei ihrer Gefangennahme unterworfen werden. Neben Großadmiral Dönitz: Generaloberst Jodl und Albert Speer (in hellem Mantel).

So gewannen sie den Krieg – und verloren den Frieden

„Verdammt peinlich..."

sagte Winston Churchill, als er von der entwürdigenden Gefangennahme der Regierung Dönitz erfahren hatte.

Hoffentlich schaffen wir es, Herr Pfarrer! Glauben Sie, daß wir es schaffen? Im letzten Dorf haben sie erzählt, daß die Tommys keinen mehr durch die Linien lassen. Mein Gott, was soll dann aus uns werden? Tausend Kilometer umsonst vor den Russen geflüchtet!"

Müde, unsagbar müde ist das Gesicht des breitschultrigen Mannes, der im ostpreußischen Dialekt diese Sätze der Hoffnung und Verzweiflung langsam über seine aufgesprungenen Lippen quält. Er weiß nicht mehr, wie lange er schon auf dem hochrädrigen Bauernwagen hockt, die Zügel in der Hand hält und sein Gefährt über die Landstraßen holpert, immer ein paar Taglängen vor dem Krieg her.

Es müssen Wochen, Monate her sein, da der Schreckensruf auf seinen Hof gedrungen ist: „Die Russen kommen!"

Weit hinter ihm liegt die Heimat. Stumm geworden ist die Frau, hinten auf dem Wagen, steinern ihre Gesichtszüge, gemeißelte Qual. Ihr Kind, ihr jüngstes, haben sie irgendwo in die weißgewölbte Vertiefung des Straßengrabens gelegt, und der Schneesturm hat es zugedeckt. Der Treck ist durch Pommern gefahren, und die Menschen in den Dörfern und kleinen Städten haben an den Straßen gestanden, Mitleid mit dem Schicksal dieser Flüchtlinge im Herzen und haben nicht geglaubt, daß sie morgen, übermorgen, in ein paar Wochen auf derselben Straße des Elends dahinziehen werden. Immer weiter hat der Krieg sie vor sich her getrieben, immer weiter nach Westen.

In einem mecklenburgischen Dorf hat man ihnen gesagt, daß im Radio die Nachricht von der Kapitulation gekommen sei.

„Und die Russen, werden sie hierher kommen?" hat der Bauer gefragt, und in allen Gesichtern der Flüchtlinge hat wieder die Angst gestanden.

„Wahrscheinlich", ist die Antwort gewesen.

Und seither sind sie eingekeilt in die Flut des Flüchtlingsstroms. In dem Trappeln der Pferde, in dem Geschrei der Menschen horcht ihr Ohr überwach auf ein Geräusch, Gott innerlich anflehend, daß sie es nie hören müssen: das dumpfe Dröhnen russischer Panzer.

Der Pfarrer auf dem Kutschbock neben dem Bauern sucht nicht mehr nach einem Bibelwort, mit dem er auf der langen Reise die Sterbenden, die Verzweifelten und die Kranken zu trösten gesucht hat, diesmal sagt er schlicht:

„Ich glaube, wir schaffen es. Es können nur noch wenige Kilometer sein."

Und dann stehen sie plötzlich an der



Wer gab den Befehl dazu? Churchill schreibt am 5. Juni 1945 an den britischen Feldmarschall Montgomery: „Es hat mir wenig gefallen, daß deutsche Generäle und Admiräle, mit denen wir eben erst Vereinbarungen getroffen haben, gezwungen wurden, mit über dem Kopf erhobenen Händen dazustehen. Ebensowenig bin ich damit einverstanden, daß die Infanterieabteilung der 11. Panzerdivision zu dieser besonderen Aufgabe abkommandiert wurde. Ich weiß aber, daß der Befehl vom SHAEF ausgegangen ist." SHAEF ist die Abkürzung für Oberstes Hauptquartier der Alliierten Streitkräfte.



Politischer Konkursverwalter. „Fahren Sie nach Flensburg und sehen Sie mal nach dem Rechten", hat General Eisenhower seinen politischen Berater, den amerikanischen Botschafter Murphy, rechts im Bild, links General Clay, aufgefordert. Dönitz muß Murphy seine Legitimation als Staatsoberhaupt vorlegen. „Nur Telegramme", bemerkt Murphy, „gibt es keine Urkunde über ihre Ernennung zum Staatsoberhaupt?" Dönitz verneint und bemerkt später zu einem Mitarbeiter: „Sie suchen einen Vorwand, um uns zu beseitigen." Moskau fordert schon lange die Beseitigung der Regierung Dönitz.

Straße, die fremden Soldaten mit den flachen Stahlhelmen.

Die Augen der englischen Soldaten blicken teilnahmslos, gleichgültig auf den vorüberziehenden Elendsstrom. Hinter ihrem Rücken kleben an einer Hauswand Plakate mit den ersten Fotos aus deutschen Konzentrationslagern. Bilder von riesigen Leichenbergen, Bilder von menschlichen Lebewesen, die bis zum Skelett abgemagert sind, Bilder stumpfer, roher Gesichter der SS Wachmannschaften.

Der Bauer sieht es nicht, aber der Pfarrer, und er schließt die Augen vor Scham.

„Mein Gott", stöhnt er, „das kann doch nicht wahr sein."

„Was kann nicht wahr sein", fragt der Bauer.

„Ja, sehen Sie denn nicht! Dort drüben! Die Bilder!"

Der Bauer lacht verbittert.

„Aber, Herr Pfarrer, das ist doch genauso eine Lügenpropaganda der Engländer und Amerikaner wie bei uns. Da glaube ich kein Wort von."

„Was sollen wir tun?"

„Wir müssen irgend etwas unternehmen, Graf! Diese Verbrechen sollten vom deutschen Volk selbst gesühnt werden." Unruhig geht Großadmiral

So gewannen sie den Krieg ...



In der Bar des Passagierschiffes „Patria" teilt der amerikanische Generalmajor Rooks, der Leiter der alliierten Kontrollkommission, den Deutschen mit, daß die Geschäftsführende Regierung aufgelöst sei und die Herren sich von Stunde an als Kriegsgefangene zu betrachten haben. Eine korrekte Behandlung wird zugesichert. Rechts im Bild: Generaladmiral von Friedeburg, Großadmiral Dönitz, Generaloberst Jodl. Links im Vordergrund: Captain Maud, der russische Generalmajor Truskow, der amerikanische Generalmajor Rooks, der englische Brigadier Foord, ein Dolmetscher.

Dönitz in seinem Dienstzimmer im Verwaltungsgebäude der Mürwiker Fähnrichsschule auf und ab. Schließlich bleibt er am Fenster stehen. Mit zusammengekniffenen Augen blickt er in das helle Sonnenlicht, blickt hinaus auf sein Reich, das schon hinter den Dächern von Flensburg-Mürwik endet. Seit dem Tode Hitlers ist er Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches, aber was ist davon übriggeblieben? Nur diese Enklave Flensburg, die von den alliierten Truppen nicht besetzt worden ist. Zweifel steigen in ihm auf, ob das hier alles überhaupt noch einen Sinn hat. Regieren? Seine Macht endet vor den deutschen Posten, die noch unter Gewehr stehen, die einzigen deutschen Soldaten, die nach der Kapitulation noch Waffen tragen.

Der Großadmiral rückt nervös sein Ritterkreuz im Halsausschnitt zurecht und wendet sich wieder seinem Kabinettschef, Außenminister und Finanzminister zu, dem Grafen Schwerin von Krosigk:

„Sie erinnern sich Graf, als Generaladmiral von Friedeburg die ersten englischen und amerikanischen Zeitungen mit den Berichten über die KZ-Greuel aus dem Hauptquartier Montgomerys brachte, habe ich es einfach nicht glauben können, daß so etwas möglich ist. Schön, wir haben alle gewußt, daß es Konzentrationslager gibt, aber ...", Dönitz unterbricht sich und fährt mit der rechten Hand über die Stirn, als wolle er eine Erinnerung wegwischen, „als dann das Schiff mit den KZ-Häftlingen an Bord in Flensburg einlief... Mein Gott, das habe ich nicht geahnt!"

Dönitz setzt sich auf ein rotes Sofa. Er stützt die Hände in den Kopf. Seine sonst so energische Stimme klingt müde und abgespannt:

„Was sollen wir tun, Graf?"

„Wenn ich einen Vorschlag machen darf", sagt Schwerin von Krosigk „dann sollten wir das Reichsgericht mit der Untersuchung dieser Fälle beauftragen."

„Das Reichsgericht", überlegt Dönitz und blickt seinen Außenminister zustimmend an, „natürlich, das ist die zuständige Instanz. Fragt sich nur, ob Eisenhower diesem Vorschlag zustimmen wird. Ich werde mit Botschafter Murphy darüber sprechen. Eisenhower hat seinen politischen Berater ja offensichtlich hierher geschickt, um meine Legitimation als Staatsoberhaupt zu prüfen."

Am 13. Januar 1941 beschließt eine interalliierte Konferenz in London. Zu den Hauptkriegszielen der Alliierten gehört die Bestrafung, der für (Kriegs-) Verbrechen Verantwortlichen."

Am 18. Dezember 1942 wird dieser Entschluß zum erstenmal öffentlich verkündet.

Am 21. Oktober 1944 erklärt Roosevelt: „Wir werden alle diejenigen Deutschen streng bestrafen, die für diesen Alpdruck der Menschheit verantwortlich sind."

Ungezählte Male haben die Alliierten über den Rundfunk dieses Kriegsziel verkündet. Sie, die Alliierten werden das Strafgericht selbst ausüben. Sollte der Großadmiral das nie erfahren haben?

„Haltung bewahren!"

General Eisenhower betritt sein Hauptquartier in Frankfurt mit ärgerlichem Gesicht. Mit langen Schritten geht er über den Flur, kaum den Gruß seiner Untergebenen beachtend. Als er ungestüm sein Dienstzimmer betritt, nimmt der Adjutant Haltung an:

„Good morning, Sir!"

„Good morning", erwidert Eisenhower kurz, „sagen Sie Botschafter Murphy, ich muß ihn dringend sprechen."

Eisenhower blickt finster auf die Zeitungsausschnitte, die vor ihm auf dem Schreibtisch liegen. Die Überschriften gleichen sich fast:

– Wie lange noch Nazi-Regierung in Flensburg? – Kriegsverbrecher Dönitz vor Gericht – Deutsche Militaristen planen neue Verschwörung –

Als der amerikanische Botschafter Murphy – politischer Berater des Generals – kurz darauf in das Zimmer tritt, weist Eisenhower auf die Zeitungsartikel.

„Es ist jeden Tag dasselbe. Die Kommentare werden immer schärfer. Ich glaube, Sie sollten mal nach Flensburg reisen, um sich selbst ein Bild zu machen."

„Die Herren in Flensburg haben offensichtlich vergessen, daß ihre einzige Aufgabe darin besteht, die Kapitulation der deutschen Streitkräfte ordnungsgemäß durchzuführen", bemerkt der Botschafter und über sein rundes Gesicht zieht ein ärgerlicher Schatten, „ich glaube, daß es an der Zeit ist, diesem Nazi-Spuk bald ein Ende zu bereiten."

Die Regierung Dönitz, offiziell „Geschäftsführende Reichsregierung" genannt, amtiert zusammen mit dem OKW-Stab unter Generalfeldmarschall Keitel, der kurz darauf verhaftet wird, auf engem Raum in Flensburg. Das zusammengeschrumpfte deutsche Hoheitsgebiet ist zusammen mit dem örtlichen englischen Oberbefehlshaber genau abgegrenzt worden, und damit der Wunsch der deutschen Unterhändler im Hauptquartier Montgomerys nach einer deutschen Enklave für die amtierende Reichsregierung stillschweigend gebilligt. Und zunächst hat es auch den Anschein, als ob man sich dieses Fachkabinetts bei der Wiederherstellung normaler Verhältnisse in Deutschland bedienen will.

„Lassen Sie die Führerbilder entfernen, Lüdde-Neurath", sagt Großadmiral zu seinem Adjutanten, „wir wollen jede Provokation vermeiden."

„Von seiten des Heeres ist der Vorschlag gemacht worden, die Hoheitszeichen auf der Uniform ebenfalls abzutrennen", bemerkte der Adjutant.

Das Gesicht des Großadmirals verfinsterte sich. Scharf ist die Reaktion:

„Ich denke nicht daran. Die Hoheitszeichen sind ein Bestandteil der Uniform. Wir haben sechs Jahre in dieser Uniform gekämpft." Dönitz geht mit großen Schritten in seinem Dienstzimmer auf und ab, in dem noch eine Führerbüste steht. Seine helle Befehlsstimme vibriert, als er fortfährt: „Ich weiß, einige Herren wollen sogar ihre Orden und Ehrenzeichen ablegen oder zumindest das Hakenkreuz daraus entfernen. Ich halte ein solches Verhalten für würdelos, ganz entschieden für würdelos. Ebenso werde ich mich weigern, irgendwelche diffamierenden Befehle des Feindes auszuführen. Nein, Lüdde-Neurath, wir sind deutsche Soldaten, und wir sollten auch in einer schweren Zeit Haltung bewahren."

Der Adjutant salutiert schweigend.

Die Illusion der Deutschen

Während die Deutschen immer noch mit Feuereifer Pläne und Memoranden ausarbeiten, lange Besprechungen mit alliierten Offiziere führen, gilt im übrigen Deutschland schon längst das Gesetz der Militärregierung, gilt jene Anweisung der Stabschefs in Washington, die als Direktive 1067 bekannt werden wird. In ihr heißt es:

„Deutschland wird nicht mit dem Ziel der Befreiung besetzt werden, sondern als eine besiegte feindliche Nation zur Durchsetzung wichtiger alliierter Interessen."

*

„Sicher ist, daß entscheidende Maßnahmen zur Gesundheit Deutschlands und zur Steuerung der Not auf den verschiedenen Gebieten erst sehr spät und dann nicht besonders schnell angelaufen sind. Sicher scheint ferner, daß bei tatkräftigem Anfassen der Nachkriegsprobleme in Deutschland uns manches Leid und den Steuerzahlern wie den karitativen Verbänden des Westens eine Menge Geldes hätte erspart werden können." So wird der persönliche Adjutant Walter Lüdde-Neurath ein paar Jahre später in seinem Buch „Regierung Dönitz" (Musterschmidt Wissenschaftlicher Verlag, Göttingen) schreiben und damit bestätigen, daß Dönitz und die Männer seiner Umgebung immer noch in einer Vorstellungswelt gelebt haben, die nicht erst am 9. Mai 1945 zusammengebrochen ist.

Der Krieg ist verloren. Vor den Klinkerbauten des Regierungssitzes Dönitz zieht das graue Elend der Flüchtlingskolonnen vorüber. Man ist besiegt. Nun gut, aber man hat doch noch seine Ehre, seine Würde, hat eine Uniform mit Orden und Ehrenzeichen, blickt zurück auf eine stolze, ruhmreiche Tradition. Gewiß, man erwartet beim ehemaligen Feind keine offenen Arme, aber wenn Soldaten nach hartem Kampf die Waffen niederlegen, dann gibt es doch immer noch so etwas wie Ritterlichkeit und gegenseitige Achtung unter ehemaligen Gegnern. Oder vielleicht doch nicht?

*

„Die Russen sind gar nicht so schlimm. Es wäre vielleicht sogar besser gewesen, wir hätten unsere Flotte nach Kronstadt auslaufen lassen, statt sie den verdammten Engländern zu übergeben. Habe ich nicht recht?"

Herausfordernd blickt sich der junge Marineoffizier in der Messe des „Wachbataillons Dönitz" um. Einige seiner Kameraden nicken zustimmend. Sie leben hier in Flensburg wie auf einer Insel inmitten eines chaotischen Deutschlands, aber auch zu ihnen sind Berichte und Gerüchte gedrungen, wonach sich die Russen weit menschlicher verhalten, als man zunächst angenommen hat.

„Drüben bauen sie schon wieder auf", weiß einer der Offiziere zu berichten, „auch die Haltung der russischen Offiziere soll sehr korrekt sein, und Stalin hat versichert, daß man Deutschland nicht zerstückeln werde."

Die so sprechen sind keine Kommunisten, aber sie glauben Realisten zu sein: „Deutschland ist besiegt und von den Alliierten in zwei Hälften geteilt. Freiwillig werden die Russen aus ihrem Besatzungsgebiet nicht meh'r rausgehen. Der Westen wird eines Tages vor dem bolschewistischen Vormarsch doch kapitulieren müssen, also warum soll man sich nicht gleich auf die richtige Seite schlagen und den Bolschewismus akzeptieren. Die Russen sind ein Soldatenvolk, die Deutschen sind ein Soldatenvolk ..." Und dann träumen sie wieder, diese jungen Männer, von großen Taten, von der Fiktion einer Waffenbrüderschaft.

Dem Großadmiral bleiben diese Gespräche seiner jungen Offiziere nicht verborgen, und er weiß auch, daß in diesem geschlagenen Volk die Stimmen sich mehren, die sagen:

„Die Russen sind ja gar nicht so schlimm. Seht Euch doch an, was die Amerikaner und Engländer mit uns machen! Sie bestrafen uns mit Hungerrationen. Wir erhalten noch nicht mal 1000 Kalorien. Sie haben unsere Uhren ebenso geklaut wie die Russen. Sie behandeln uns wie den letzten Dreck. Mit dem Iwan kann man sogar reden."

> **Herabsetzung der Rationen**
> **London, 17. Mai (United Press)**
> **Nach den Mitteilungen der alliierten Militärregierung wird die Lebensmittelration in Deutschland im Monat Juni um ein Drittel herabgesetzt werden. Man begründet diese Maßnahme damit, daß Deutschland jahrelang auf Kosten der versklavten Länder verhältnismäßig gut lebte.**

Die Kommunisten sorgen dafür, daß diese Parolen in den übervölkerten Westzonen von Mund zu Mund gehen.

Dönitz weist in einem Gespräch mit den amerikanischen und englischen Vertretern der alliierten Kontrollkommission auf die Gefahr einer Radikalisierung in den Westzonen hin. Generalmajor Rooks und der englische Brigadier Foord hören aufmerksam zu. Anderthalb Stunden spricht Dönitz, warnt auch vor der sich abzeichnenden Teilung Deutschlands, macht Vorschläge, wie man das öffentliche Leben in Deutschland wieder entwickeln könne.

Die Offiziere betrachten einen hellen Fleck an der Wand. Dort hat vor ein paar Tagen noch ein Führerbild gehangen. Dönitz hat die Herren in sein Dienstzimmer zu dieser Unterredung gebeten, nachdem er sich zuvor vergewissert hat, daß man diese Einladung auch annehmen werde. „Wenn es in der angemessenen Form geschieht, haben wir kein Bedenken", hat die kühle Antwort gelautet. Und nun sitzen sie diesem Deutschen gegenüber, der soviel von der deutschen Not, von Flücht-

lingen, von zukünftiger Gestaltung Deutschlands erzählt. Ahnt er denn nicht, daß nach Hitler nichts kommen kann, kein Nachfolger. Daß das politische Todesurteil über diese sogenannte Reichsregierung gesprochen worden ist, als Murphy, der amerikanische Botschafter und politische Berater Eisenhowers, sehr aufmerksam und sehr lange die Legitimation des Großadmirals als Staatsoberhaupt geprüft hat. Die Offiziere erinnern sich noch der hingeworfenen Bemerkung des Botschafters:

„Nicht eine einzige Urkunde, nur Telegramme."

Nun, Dönitz hat im Gegensatz zu einigen seiner Mitarbeiter von Anfang an keinen Zweifel daran gelassen, daß er sich über die Dauer seiner Amtstätigkeit keinen Illusionen hingibt, aber er hat offensichtlich gehofft, die Alliierten werden einem Fachkabinett die Regierungsverantwortung übertragen.

*

„Trinken Sie noch einen Whisky mit mir, Brigadier", fragt Rooks seinen englischen Kollegen Foord, als sie von dem Besuch bei Großadmiral Dönitz an Bord der „Patria" zurückkehren.

„Gern", erwidert der schlanke, sehnige Engländer. „Nach diesem Gespräch hat man eine Stärkung dringend notwendig. Ich kann dieses Lamentieren der Deutschen bald nicht mehr mitanhören. Was glauben sie, General, was dieser Hitler mit uns gemacht hätte, wenn die Deutschen gesiegt hätten..."

„Er wird sich wundern, der Herr Großadmiral", bemerkte Rooks und wirft ein Stück Eis in seinen Whisky, „er wird sich wundern, wenn Ike ihn hochgehen läßt."

„Heute abend sollen die Russen ja kommen", sagt Foord, „wer ist eigentlich dieser Generalmajor Truskow, den man uns als Leiter der russischen Kontrollkommission avisiert hat?"

„Keine Ahnung, aber ich glaube, daß unsere Mission hier dann bald beendet sein wird."

*

„Gutt, serr gut, ich danke Ihnen", der russische Hauptmann aus dem Stab des Generalmajor Truskow schüttelt dem deutschen Hauptmann herzlich die Hand und fügte hinzu, „ich hoffe, Herr Hauptmann, wir werden gutt zusammenarbeiten."

„Donnerwetter", sagte der Hauptmann im OKW-Stab zu seiner Sekretärin, als der Russe das Zimmer verlassen hat, „so höflich habe ich mir die Burschen nicht vorgestellt. Da können sich unsere Engländer eine Scheibe von abschneiden. Denen wird es ohnehin sauer aufstoßen, wenn jetzt die Russen auch unser Material über wirtschaftliche und militärische Probleme in Deutschland erhalten."

Im Dienstzimmer des Großadmirals Dönitz denkt man allerdings anders über die Russen. Sein Adjutant Lüdde-Neurath legt dem Großadmiral eine Meldung aus Moskau vor.

Moskau gegen Dönitz

Moskau, 17. Mai (Reuter)
Der Moskauer Sender beschuldigt die Gruppe um Dönitz, die Alliierten durch die Drohung mit dem Chaos in Deutschland zu „erpressen", zu dem Zweck, als Mittelsmänner zwischen den alliierten Militärbehörden und der deutschen Bevölkerung verwendet zu werden.

„Das ist deutlich genug. Ich glaube, wir sollten uns darauf vorbereiten", bemerkt Dönitz.

Am Nachmittag des 22. Mai 1945 klingelt im Zimmer des Adjutanten Lüdde-Neurath das Telefon. Am anderen Ende der Leitung sagt eine Stimme:

„Ich habe Ihnen im Auftrag des Leiters der Kontrollkommission mitzuteilen, daß sich der Herr Großadmiral Dönitz, Herr Generaloberst Jodl und Herr Generaladmiral von Friedeburg morgen um 9.45 Uhr an Bord der ‚Patria' einzufinden haben."

Der Großadmiral zuckt resigniert mit den Schultern, als ihm sein Adjutant diese Meldung überbringt. Die Reaktion ist militärisch kurz:

„Koffer packen!"

Die Fundamente zerstört

In der Bar des Schiffes sitzen die drei Deutschen dem amerikanischen Generalmajor Rooks, dem englischen Brigadier Foord, dem russischen Generalmajor Truskow und den Dolmetschern gegenüber. Für einige Sekunden herrscht eine Stille wie in einer Kapelle. Rooks hat die Hände vor sich auf dem Tisch lose zusammengefaltet, hinter der randlosen Brille blicken die Augen gleichmütig in eine imaginäre Ferne.

Es ist eigentlich ein historischer Augenblick, in der neueren Geschichte ohne Beispiel. Total ist der Krieg gewesen, total sind auch seine Folgen. Ein großes Volk im Herzen Europas wird total entmachtet, die Sieger setzen seine Regierung ab und übernehmen in Gestalt des Alliierten Kontrollrats selbst die Regierungsfunktionen. Die Fundamente für eine gesamtdeutsche Regierung sind damit zerstört.

Den Generalmajor Rooks kümmert die Politik in dieser Stunde wenig, er ist Soldat und hat nur einen Befehl auszuführen und dieser lautet:

„Meine Herren, ich habe Anweisung aus dem Obersten Hauptquartier des Europäischen Kriegsschauplatzes von dem Obersten Befehlshaber, General Eisenhower, erhalten, Sie heute morgen zu mir zu rufen, um Ihnen mitzuteilen, daß er in Übereinstimmung mit dem Sowjetischen Oberkommando entschieden hat, daß heute die Geschäftsführende Deutsche Reichsregierung und das Oberkommando der Deutschen Wehrmacht mit seinen verschiedenen Angehörigen als Kriegsgefangene festgenommen werden sollen. Hierdurch ist die Geschäftsführende Deutsche Reichsregierung aufgelöst. Diese Maßnahme geht nun vor sich."

Als wolle Rooks die eisige Luft durch eine versöhnliche Geste erwärmen, fügt er um einen Ton freundlicher hinzu:

„Wenn Sie noch etwas zu sagen wünschen..."

Steif erwidert Dönitz:

„In dieser Lage erübrigt sich jedes Wort."

Hände hoch! Hosen runter!

Zur selben Stunde sind im Konferenzsaal des Regierungsgebäudes in Flensburg die Angehörigen des Geschäftsführenden Kabinetts und hohe Offiziere zur üblichen Morgenbesprechung versammelt. Plötzlich wird die Tür aufgerissen. Englische Soldaten stürmen in den Saal, richten die Maschinenpistolen auf die erschrockenen Minister und Offiziere und brüllen:

„Hände hoch! Hosen runter!"

Ergraute Admirale, mit hohen Orden ausgezeichnete Generale blicken sich verständnislos an. Das kann doch nicht der Ernst der britischen Soldaten sein. Aber schon bedeuten Kolbenstöße und drohend auf sie gerichtete Pistolenmündungen, daß man diesem Befehl nachzukommen hat. Und dann vollzieht sich eine körperliche Untersuchung, von der Lüdde-Neurath nur soviel sagt:

„Es mag die Feststellung genügen, daß nichts undurchforscht blieb... Der Vollständigkeit halber muß erwähnt werden, daß diese Behandlung auch einigen im Hause anwesenden Sekretärinnen und Offizieren zusammen widerfahren sein soll. Ich halte auch diese mir glaubhaft berichteten Vorkommnisse für erwiesen."

Mit erhobenen Armen müssen schließlich die Gefangenen unter lauten anfeuernden Rufen auf den Hof laufen, wo Foto-Reporter diese Szene für die Nachwelt festhalten.



Verurteilt wurde auch der letzte Außen- und Finanzminister des Dritten Reiches im „Wilhelmstraßen-Prozeß" in Nürnberg, obwohl sein Verteidiger darauf hingewiesen hatte, daß sein Mandant keinerlei Einfluß auf die Politik Hitlers hat nehmen können. Die zehnjährige Haftzeit wurde allerdings durch eine Begnadigung abgekürzt. Graf Schwerin übernahm am 2. Juni 1932, damals noch unter der Kanzlerschaft Papens, das Finanzministerium. Hitler beließ den Fachmann in seinem Amt. In Flensburg riet der Graf, Dönitz solle nicht als Staatsoberhaupt freiwillig zurücktreten, um den Alliierten keinen rechtlichen Vorwand zu geben, die Regierungsgewalt im Reich übernehmen zu müssen.

„Seht sie euch an, dieses Herrenvolk", höhnt einer der Soldaten, „wir haben sie in den Betten überrascht."

„Kein Mitleid mit den Burschen", sagt ein anderer grimmig, „ich habe gesehen, was sie mit den Kz-Häftlingen gemacht haben."

Großadmiral Dönitz ist inzwischen in seine Wohnung zurückgekehrt. Um 13 Uhr 30 werde die Abfahrt erfolgen, hat Rooks erklärt. Bis dahin bleibt noch einige Zeit. Dönitz geht mit Generaladmiral von Friedeburg vor dem Hause ein wenig spazieren. Sie unterhalten sich darüber, wie es nun weitergehen wird.

„Ich mache diesen entehrenden Zirkus nicht mehr mit", resigniert von Friedeburg.

„Als Kriegsgefangene müssen wir nach den Regeln der Genfer Konvention behandelt werden", bemerkt der Großadmiral.

„Ich bezweifle, daß sie uns korrekt behandeln werden. Sie waren nicht bei den Kapitulationsverhandlungen in der Lüneburger Heide und in Reims, Sie haben nicht das haßerfüllte Gesicht des Siegers in Berlin-Karlshorst gesehen, wo ich zum dritten Mal meine Unterschrift unter die Kapitulationsurkunde setzen mußte."

Verbittert brechen die Worte aus dem Admiral heraus. In ihm ist eine Welt zusammengebrochen. Hat denn die Wehrmacht nicht in den sechs Jahren fair und anständig gegen einen übermächtigen Gegner gekämpft? Kann man vom Sieger also nicht auch dieselbe Ritterlichkeit verlangen? Doch weiß der Admiral wirklich nicht, daß Hitler und seine hohen Parteiführer diesen Kredit der Ritterlichkeit längst verspielt haben?

Den Marschallstab gestohlen

Der Sieger hat sich freilich in dieser Stunde keine Mühe gegeben, besser zu sein als der Besiegte. Das soll auch Großadmiral Dönitz am eigenen Leibe erfahren. Dönitz ist gerade dabei, einige Gegenstände in einen Koffer zu packen, als die Tür aufgerissen wird und ein englischer Captain wütend den Großadmiral anschreit:

„Vorwärts, vorwärts! Kommen Sie schon."

Drohend schieben sich ein paar Soldaten durch die Tür.

„Aber die Abfahrt ist doch erst auf 13.30 Uhr festgesetzt", wagt Dönitz einzuwenden.

„Halten Sie den Mund, nehmen Sie Ihren Koffer. Nein, einen nur, und folgen Sie mir sofort", schnauzt der Offizier.

Im Polizeipräsidium in Flensburg werden Dönitz und seine Begleiter der gleichen Leibesvisitation unterworfen wie die Minister und hohen Offiziere eine Stunde zuvor im Regierungsgebäude.

Als Churchill von der entwürdigenden Gefangennahme erfährt, bemerkt er zu seiner Umgebung: „Verdammt peinlich!"

Admiral von Friedeburg bittet seine Bewacher, für einen Augenblick den Waschraum aufsuchen zu dürfen. Er schließt die Tür hinter sich und beißt eine Zyankali-Ampulle durch. Als die argwöhnisch gewordenen Soldaten die Tür eindrücken, finden sie nur noch einen Toten.

In Lastkraftwagen werden Reichsregierung und OKW am Nachmittag zum Flugplatz transportiert. Panzer begleiten die Kolonne. Die Deutschen stehen teilnahmslos an der Straße. Sie wissen kaum, wer die Männer sind, die unter den Planen der Lkws hocken. Sie haben auch andere Sorgen, Sorgen um das tägliche Brot, um die Heimkehr der Söhne und Väter. Was gilt in jenen Tagen schon Ehre und Würde. Zu oft sind diese großen Worte im letzten Jahrzehnt gebraucht worden.

*

An der Straße steht auch ein ostpreußischer Bauer. Bis nach Flensburg hat ihn das Schicksal verschlagen. Tot ist sein Kind, tot ist seine Frau. Das Fuhrwerk hat er verkauft gegen Geld, für das er nicht einmal ein Stück Brot bekommt. Er lebt in einem Lager und räumt tagsüber Schutt und Trümmer von den Straßen.

„Weißt du, wen sie da wegfahren?" fragt ihn sein Schicksalsgefährte und stützt sich auf die Schaufel.

Der Bauer schüttelt den Kopf.

„Unsere Reichsregierung und die ganze Generalität, ich hab' es von einem erfahren, der gesehen hat, wie sie verhaftet worden sind."

„Von mir aus", sagt der Bauer und blickt gleichmütig der Fahrzeugkolonne nach, die in einer Staubwolke verschwindet.

Im nächsten Heft:
Mit deutschen Kindern darf nicht gesprochen werden — „Wie sollen wir die Deutschen behandeln?" — Hunger als Strafe — Ich war doch nur kleiner „Pg"

Gefährlicher Schnee

Roman von Claus Bela und Tanja Tamar

Der Zwerg Dr. Joshua Zucker, Leibarzt der Millionenerbin Isabel West, hat Claude Kilian zu einer Unterredung ins Gasthaus Lamm nach Kaltensee gebeten. Will er dem Schriftsteller die Hintergründe der Liaison zwischen Isabel und dem Skilehrer Anderl Feller enthüllen? – Als Kilian Dr. Zuckers Hotelzimmer betritt, steht ihm eine knabenhaft junge Dame gegenüber. Sie stellt sich ihm als Kim McGovern vor, Isabel Wests Halbschwester. „Was möchten Sie trinken, Mr. Kilian?" fragt sie und weidet sich an Claudes verdutztem Gesicht.



Isabel Wests erstaunliche Halbschwester Kim sah aus wie ein Schiffsjunge. „Was wollen Sie trinken, Mister Kilian?" fragte sie und zog an ihrer Tonpfeife . . . Zeichnung Bierwisch

Einen doppelten Baldrian", sagte ich und sah mich nach einer Sitzgelegenheit um. „Aber wenn Sie keinen Baldrian vorrätig haben, nehme ich auch Whisky."

„Den Baldrian hat der Hauskater getrunken", sagte Isabels erstaunliche Halbschwester und blinzelte mich vergnügt an. „Nehmen Sie auf diesem famosen Erbsofa Platz. Aber erschrecken Sie nicht: es ist abgründig wie die Seele meiner Schwester Isabel!"

Ich versank in weinrotem Plüsch, und Jonny Poker folgte mit einem ungenierten Hopser.

„Wissen Sie eigentlich, daß ich Sie im ersten Moment für einen kleinen Jungen gehalten habe?" fragte ich, während Kim mit einer geübten Bewegung die Kapsel von der Whiskyflasche entfernte.

„Wir erwarteten Sie mit einem späteren Zug, Mister Kilian. Ich hatte ursprünglich nicht die Absicht, Sie in diesem Aufzug zu empfangen." Sie holte zwei Wassergläser von der Marmorplatte des altmodischen Waschtisches, füllte sie mit Whisky, stellte eins vor mich hin und hockte sich mit dem anderen auf die Bettlehne.

„Fröhliche Weihnachten", sagte sie und ließ die goldbraune Flüssigkeit im Glas kreisen.

Ich wollte das Glas gerade zum Mund führen, als Dr. Joshua Zucker eintrat.

„Hallo, Josh!" rief ich und machte einen kläglichen Versuch, der Umschlingung des roten Plüschungetüms zu entrinnen.

„Behalten Sie Platz, Mister Kilian." Er wedelte mit der kleinen Hand. „Wie ich sehe, fühlen Sie sich in diesem feudalen Selbstmörderzimmer bereits wie zu Hause."

Er trug einen fast fußlangen Pelz, eine hohe Bibermütze und den unvermeidlichen Zwicker auf der vom Frost geröteten Tapirnase.

„Vielen Dank für den Brief. Ich war allerdings nicht darauf gefaßt, hier ein weiteres Mitglied der ehrenwerten Familie West anzutreffen."

„Familie..." sagte Kim gedehnt und half Josh aus dem schweren Pelz. „Meine Zugehörigkeit zur ehrenwerten Familie West ist – gelinde gesagt – umstritten."

„Kim und Isabel haben nur denselben Vater", erläuterte Josh und hauchte in die verfrorenen Hände. Er legte die Bibermütze neben Jonny Poker aufs Sofa und sagte: „Wenn es Ihnen recht ist, setze ich mich auf den einzigen Stuhl. Ich habe nämlich Angst, dieses monströse Sofa zu benutzen. Der rote Plüsch könnte über meiner Winzigkeit zusammenschlagen."

Er kletterte auf den Stuhl und nahm den Kneifer ab, um ihn zu putzen, während Kim wieder ihren Hochsitz auf der Bettlehne bezog.

„Sie müssen entschuldigen, wenn ich Sie in dieses gottverlassene Kaltensee zitiert habe", begann er und polierte die Gläser mit dem Krawattenende. „Ich danke Ihnen jedenfalls, daß Sie gekommen sind, um mit uns gemeinsam den dicken Hund zu schlachten."

Jonny Poker neben mir seufzte. Josh streckte die Hand aus, tätschelte seinen Kopf und sagte:

„Aber Sie sind doch gar nicht gemeint, Mister Poker!"

„Zur Sache", rief Kim und trommelte mit den Hacken an die Bettlehne.

„Zunächst bin ich Mister Kilian eine Erklärung schuldig", sagte Josh und holte eine Tüte mit Salzmandeln aus der Tasche. „An meinem plötzlichen Verschwinden aus Wildbühl ist natürlich Isabel schuld."

„Natürlich", sagte ich und trank einen kleinen Schluck Whisky.

„Isabel ließ mir per Telefon ein fingiertes Telegramm übermitteln", fuhr Dr. Zucker fort und schob sich eine Salzmandel zwischen die dicken Lippen. „Ich wurde davon in Kenntnis gesetzt, daß Kim mit einer Blinddarmentzündung in einem Münchner Krankenhaus läge. Sie müssen wissen, Mister Kilian, daß Kim in München an der Akademie malen lernt. Isabel weiß, wie sehr ich an Kim hänge..."

„Der Schwindel mußte aber doch sehr schnell aufkommen", wandte ich ein.

„Isabel wollte vor allem Zeit gewinnen", sagte Dr. Zucker. „Sie brauchte Zeit, um Sie, Mister Kilian, in ihrer bewährten Art einzuwickeln. Meine Gegenwart empfand sie dabei als störend. Sie fürchtete, ich könnte Ihnen dies und jenes erzählen, ehe sie zum Zuge gekommen war."

„Uff", machte ich mit einer unvorsichtigen Bewegung, die mich noch tiefer in den Plüsch versinken ließ.

„Sie dürfen von Isabel keine Logik erwarten", sagte Kim. „Die gute Isabel! Da sie sich noch nie um mich gekümmert hat, konnte sie natürlich auch nicht ahnen, daß ich seit Jahren keinen Blinddarm mehr besitze. Aber Josh wußte es. Er rief mich in München an und verabredete sich mit mir in Kaltensee."

„Well", sagte ich. „Sie kennen die holde Isabel besser als ich. Was hat sie eigentlich mit dem armen Andreas Feller vor?" Ich erzählte von unserem Gespräch heute morgen.

Kim kicherte und baumelte mit den langen, rot behosten Beinen.

„Sie will ihn ruinieren", sagte sie sanft und fing den Schuh, den sie beinahe verloren hätte, geschickt wieder ein.

„Aber warum, um Himmels willen...", sagte ich dumpf.

„Das ist eine lange Geschichte", sagte Dr. Zucker betrübt und zerknüllte die leere Tüte in der kleinen Faust. „Haben Sie die Geduld, sich diese lange, unerfreuliche Geschichte anzuhören, Mister Kilian?"

„Wenn Sie sich etwas davon versprechen... Aber verschonen Sie mich nach Möglichkeit mit Psychoanalyse..."

„Hm", machte Josh. „Ein bißchen Psychoanalyse ist schon dabei. Aber ich werde mir Mühe geben, mich so kurz wie möglich zu fassen. Kim, Darling, sieh doch bitte in der Tasche von meinem Pelz nach, ob da noch eine Tüte Salzmandeln steckt!"

Kim fand die Tüte, versorgte mich mit Whisky und hockte sich wieder, das

Lauterkeit

ist ein Wesenszug, der Menschen und Dinge auszeichnet.



Die Sortenbezeichnung ERNTE 23 verbürgt eine feine Mischung ursprünglichster, lauterster Prägung.

VON REINSTER FEINHEIT

Gefährlicher Schnee

Tonpfeifchen zwischen den Zähnen, auf das Fußende des Bauernbettes.

„Der alte Donald West, der Vater von Isabel und Kim, war in Ordnung", begann Josh, nachdem er den Zellophanbeutel aufgerissen und die erste Mandel verdrückt hatte. „Ein bißchen einseitig vielleicht, aber sonst okay. Donald West verdiente in relativ kurzer Zeit eine lausige Menge Geld. Aber er verlor trotzdem nicht den Maßstab. Er behielt seinen klaren Kopf und blieb ein anständiger Kerl. Wenn man's genau nimmt, machte Donald West eigentlich in seinem Leben nur drei entscheidende Fehler. Er heiratete die falsche Frau. Eine kokainsüchtige, ehemalige Ballerina aus Bukarest, die ein Jahr nach Isabels Geburt mit ihrem Wagen tödlich verunglückte, als sie Donald West mit einem Gigolo durchbrennen wollte."

„Es war für alle Teile besser so", sagte Kim hart.

„Und der zweite Fehler?" fragte ich.

„Er machte kein Testament", sagte Josh. „Vielleicht war er zu vital oder zu phantasielos, um sich vorzustellen, daß er selbst auch einmal sterben könnte. So kam es, daß Isabel den ganzen Haufen Geld erbte, als Donald West sehr plötzlich an einer lächerlichen Fischvergiftung starb."

„Aber er hatte doch noch eine zweite Tochter", unterbrach ich Josh und sah dabei Kim an. Sie seufzte leise und knabberte am Rand ihres leeren Glases.

„... von deren Existenz er nichts wußte", sagte Josh. „Und somit wären wir beim dritten Fehler, der darin bestand, daß Donald West die Sache mit Mary McGovern verkehrt anpackte."

„Mary McGovern?"

„Mary McGovern war meine Mutter", sagte Kim und rutschte von der Bettlehne. Sie setzte sich auf das andere Ende des unmöglichen Plüschsofas und spielte mit den Ohren von Jonny Poker. „Mary McGovern war eine Lehrerin aus Irland. Sie dürfen sie sich aber nicht als Blaustrumpf mit Hornbrille, schlechtem Teint und Knöpfstiefeln vorstellen." Kim sprach leise und so hastig, als fürchte sie, man könne sie unterbrechen. „Sie war sehr schön und sehr gescheit und im übrigen störrisch wie ein Wildesel. Sie liebte Donald West wirklich, aber sie wollte von ihm nicht geheiratet werden. Vielleicht hatte sie ein bißchen Angst vor einer Stieftochter wie Isabel. Und vor dem vielen Geld. Als sie merkte, daß sie ein Kind haben würde, machte sie sich einfach aus dem Staub. Sie ging nach Paris und brachte dort in aller Stille die zweite Tochter von Donald West zur Welt."

„Kim McGovern", sagte ich.

„Ja", sagte Kim einfach und pustete Mister Poker ins linke Ohr, was er erstaunlicherweise ohne Mißbilligung duldete.

„Und Donald West machte keine Anstrengungen, Mary McGovern wiederzufinden?" fragte ich.

„O doch", sagte Josh. „Aber er hatte keinen Erfolg damit, und das machte ihn sehr unglücklich. Damals lernte ich ihn kennen. Ein böhmischer Gefreiter hatte mich aus Deutschland hinausgeekelt. Ich kam auf einigen Umwegen in die Staaten und befand mich in einer einigermaßen dreckigen Lage, als ich den großen Donald West kennenlernte. Er griff mir großzügig unter die Arme. Und aus Dankbarkeit beschloß ich, der Spur von Mary McGovern mit meiner großen Nase nachzuschnüffeln. Zu etwas muß so eine Nase doch gut sein, nicht wahr?"

„Eine liebe, brave Nase", sagte Kim McGovern. „Man sollte sie in Gold fassen!"

„Sie fanden also Mary McGovern?" fragte ich betont sachlich. Ich konnte selbst nicht verstehen, weshalb mir diese Geschichte so naheging.

„Es war nicht einfach", sagte Josh und zupfte an seiner Nase. „Aber ich fand Mary und Kim in Paris. Sie lebten etwas kümmerlich von Übersetzungen, die Mary McGovern machte. Ich schickte Donald West ein Kabel..." Er machte eine Pause und zupfte noch heftiger an seiner Tapirnase. „Das Geld für dieses Kabel hätte ich mir sparen können", sagte er rauh. „Der große Donald West war nämlich inzwischen an dieser idiotischen Fischvergiftung draufgegangen."

„Verdammt", murmelte ich. „Diese Geschichte ist wirklich nicht besonders heiter."

„Isabel war damals noch nicht mündig", erzählte Josh weiter. „Sie war Alleinerbin eines Riesenvermögens, und sie hatte einen Vormund. Frank Mason."

Er spuckte diesen Namen wie etwas Bitteres aus.

„Mason war Anwalt. Ein eiskalter, zynischer Bursche. Er verführte Isabel, als sie siebzehn Jahre alt war. Ich wollte ihm einen Prozeß anhängen, aber Mason brachte es fertig, seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Und als Isabel ein Kind von ihm erwartete, schleppte er sie zu irgendeinem Pfuscher. Ich wußte das alles, aber ich war machtlos. Frank Mason hatte Geld und einflußreiche Freunde. Ich hatte kein Geld, eine schlechtgehende Praxis im Armenviertel und keine Freunde."

„Warum heiratete er Isabel denn nicht?" fragte ich. „Reizte ihn das West-Vermögen nicht?"

„Und ob! Aber Mason war verheiratet, und seine Frau wollte sich nicht scheiden lassen."

„Was wurde aus ihm?"

„Er kam bei einem Flugzeugunglück ums Leben. Leider zu spät. Er hatte vorher noch genug Gelegenheit gehabt, Isabels Seele von Grund auf zu verderben. Und dann gab dieses sonderbare Leben Isabel noch eine Chance. Sie lernte einen jungen Flieger kennen. Perry Drake. Ein unkomplizierter, sauberer Junge. Er liebte Isabel, und sie liebte ihn. Sie erkannte sofort, daß eine Ehe mit Perry Drake ihre letzte Chance war, nicht vor die Hunde zu gehen."

„Sie heiratete ihn?"

„Ja. Es ging alles gut, erstaunlich gut, bis zu dem Augenblick, wo sich herausstellte, daß Isabel keine Kinder haben würde. Das war das inferiore Vermächtnis von Mister Mason. Vielleicht hätte sich Perry Drake mit einer kinderlosen Ehe abgefunden. Aber Isabel machte einen Fehler. Sie wollte ihre Ehe mit Perry Drake nicht auf einer Lüge aufbauen. Sie beichtete ihm die ganze Geschichte mit Mason. Perry Drake war ein braver Junge, aber er hatte nicht viel Einsicht in die menschliche Natur. Außerdem stammte er aus einer sehr puritanischen Familie. Er kam einfach nicht drüber weg und ließ sich von ihr scheiden."

„Hm", sagte ich. Mir fiel einfach nichts Besseres ein.

„Später heiratete Perry Drake ein dickes, blondes Mädchen", sagte Kim. „Sie war weder besonders hübsch noch besonders klug. Aber sie schenkte ihm vier Kinder."

„Ich kann mir ungefähr vorstellen, wie die Story weitergeht", sagte ich. „Als ich Isabel zum ersten Mal sah, fielen mir die beiden charakteristischen Narben an ihren Handgelenken auf. Und ich merkte, daß es sie nervös machte, wenn man diese Narben betrachtete. Sie hat nach der Trennung von Perry Drake einen Selbstmordversuch gemacht, nicht wahr?"

Josh neigte seinen dicken Kopf, bis sein Kinn auf der Brust lag. Er rieb die Daumen aneinander und sagte:

„Irgend etwas war in Isabel kaputtgegangen. Eine kleine Feder zersprang. Ja – sie machte einen Selbstmordversuch, und es war keine Komödie. Sie schnitt sich die Pulsadern auf, weil sie genug vom Leben hatte. Durch einen Zufall, den sie wirklich nicht einkalkulieren konnte, fand ich sie, bevor es zu spät war. Und seitdem fühle ich mich für Isabel auf eine schwer zu erklärende Weise verantwortlich. Es klingt vielleicht überspannt in Ihren Ohren, aber ich bin der Meinung, daß man eine unbeschreibliche Verantwortung auf sich lädt, wenn man einen Menschen daran hindert, sein Leben wie einen zu engen Schuh wegzuwerfen!"

„Ich glaube, ich kann Sie verstehen, Josh", sagte ich. „Aber ich verstehe immer noch nicht ganz, weshalb Isabel darauf besteht, meinen Freund Andreas Feller zu heiraten und anschließend zu ruinieren."

„Vielleicht kann ich es Ihnen erklären", mischte sich Kim ein. „Nach dem Selbstmordversuch war Isabel schrecklich 'runter. Josh meinte, eine andere Umgebung würde ihr gut tun. Er brachte sie zu uns nach Paris. Nachdem sie sich körperlich erholt hatte, stürzte sie sich wie besessen ins Leben. Sie überredete uns, mit ihr an die Riviera zu ziehen. Sie mietete eine Villa und arrangierte große Gesellschaften. Sie tyrannisierte uns mit ihren Launen, und wir ließen es uns eine Weile gefallen. Wir hielten es für ein Übergangsstadium, aber es wuchs sich zu einem Dauerzustand aus. Isabel sammelte Männer wie Briefmarken, und sie suchte sich immer Männer aus, die Perry Drake glichen. Sie setzte alles daran, sie zu ködern, und warf sie anschließend mit einer angewiderten Gebärde über Bord."

„Hier beginnt die Zuständigkeit von Väterchen Sigmund Freud", sagte ich. „Die Dame Isabel will sich an allen Männern rächen, die Perry Drake gleichen, und Anderl Feller..."

„Mister Feller sieht Perry Drake sogar äußerlich ähnlich", sagte Kim. „Wenn ich ein Foto von Perry hätte, würden Sie es selbst sehen."

Wir schwiegen eine Weile, und Josh knisterte ratlos mit der leeren Zellophantüte.

„Well, Mister Josh", sagte ich endlich. „Aber schließlich bin ich nicht nach Kaltensee gekommen, um mit Ihnen gemeinsam herauszufinden, welche Schubladen im Haushalt der Dame Isabel West klemmen und welche nicht! Ich hoffe, Sie wissen einen Weg, wie man diese verrückte Heirat hintertreiben kann. Was wollten Sie mir eigentlich erzählen oder vorschlagen, als Sie vorgestern Nacht in mein Zimmer kamen, wo uns leider die liebe Patricia aufstöberte?"

Josh bekam einen roten Kopf.

„Ich wollte Ihnen tatsächlich einen Vorschlag machen, aber jetzt geniere ich mich etwas, weil es kein besonders nobler Vorschlag war. Ich... ich wollte Ihnen Geld bieten, damit Sie einen Flirt mit Isabel anfangen."

„Du lieber Himmel, Josh", sagte ich konsterniert. „Die Krankheit, an der Isabel leidet, scheint ansteckend zu sein. Wieviel harte Dollars wollten Sie mir denn anbieten, damit ich dieses Risiko auf mich nehme?"

Kim legte ihre kleine Hand begütigend auf mein Knie.

„Bitte", sagte sie. „Josh hat doch inzwischen längst eingesehen, daß es so nicht geht."

„Selbst wenn ich mich auf einen Kompromiß einließe", fuhr ich etwas friedlicher fort. „Ich meine, selbst wenn ich mich – natürlich ohne Gegenleistung in amerikanischer Währung – aus Freundschaft für Anderl Feller und die kleine Bertl dazu überwinden könnte, in dieser unmenschlichen Komödie mitzuspielen: glauben Sie wirklich, Isabel würde darauf hereinfallen?"

Josh rutschte vom Stuhl und fing an, auf seinen kurzen Beinen im Zimmer auf- und abzugehen. Dabei zerriß er die leere Zellophantüte in kleine Fetzen und streute sie gedankenverloren auf den Fußboden, als füttere er unsichtbare Hühner.

„Es gibt einen ziemlich sicheren Weg, Isabels Interesse von Mister Feller auf Sie zu lenken", sagte er plötzlich, indem er vor mir stehenblieb und mich über die blitzenden Gläser seines Zwickers hinweg nachdenklich musterte.

„Josh, mein Lieber", sagte Kim McGovern streng und rieb sich die Nase. „Ich höre deine Gedanken knistern... und diese Gedanken mißfallen mir!"

„Isabel kann es einfach nicht ertragen, wenn sich ein Mann für ihre Halbschwester Kim interessiert", sprach Josh unbeirrt weiter.

„Also doch", stöhnte Kim und fuhr sich mit allen zehn Fingern durch die kupferfarbenen Haare.

„Verstehe", murmelte ich amüsiert. „Noch so eine dunkelrote Neurose aus dem Garten der Dame Isabel! Die Komödie soll also in der Form über die Bretter des Grandhotels gehen, daß Kim McGovern überraschend dort auftaucht, ich mich auffallend um sie bemühe, Isabel den Knochen ‚Mister Feller' aus den Zähnen sausen läßt und ihren ganzen morbiden Charme aufbietet, um mich ihrer Halbschwester Kim abspenstig zu machen. Habe ich Sie ungefähr richtig verstanden?"

„Ungefähr", sagte Josh und zog sich die Weste über dem Bauch glatt. „Kim, mein Liebling: ich hoffe, du hast ein paar Kleider mitgebracht, mit denen du in dieser Komödie auftreten kannst!"

Kim knurrte etwas Unverständliches.

„Sie werden sehen, Mister Kilian", sagte Josh zuversichtlich. „Wenn Kim statt dieser unmöglichen Hosen einen Rock an hat, sieht sie ganz passabel aus."

„Danke", sagte Kim McGovern grimmig.

„Ich finde", sagte ich heiter, „daß Kim McGovern selbst in dieser unmöglichen Hose siebenundzwanzig Isabels ausstechen könnte!"

*

Ich blieb noch eine Stunde im Gasthof Lamm von Kaltensee.

Als wir uns endlich trennten und ich mit Jonny Poker zum Bahnhof zurückwanderte, um den Nachmittagszug nach Wildbühl zu erreichen, stand unser Plan fest. Am nächsten Tag sollte das bewußte Skirennen stattfinden, an dem auch Anderl Feller als Lokalmatador teilnahm. Nach allem, was ich über Isabel gehört hatte, war es ziemlich sicher, daß sie nicht zu den Zuschauern zählen würde. Höchstwahrscheinlich würde sie sich in dieser Zeit in irgendeiner Bar langweilen, und sei es auch nur, um zu demonstrieren, wie herzlich wenig sie für derartige Volksbelustigungen übrig hatte.

Es lag an mir, herauszufinden, wo Isabel war. An diesem Platz mußte ich gemeinsam mit Kim erscheinen, um das fragwürdige Spiel einzuleiten.

Wir waren übereingekommen, daß ich den Anschein erwecken sollte, als hätte ich Kim McGovern bereits vor einiger Zeit in einem Münchner Künstlerlokal kennengelernt. Alles übrige wollten wir dem Zufall und unserem Talent zur Improvisation überlassen.

Ins Grandhotel zurückgekehrt, suchte ich zunächst Bertl in ihrem Frisiersalon auf. Meinem gequälten Charme erlag sogar die despotische Madame Lehrberger. Sie gab der Bertl für eine halbe Stunde Urlaub.

„Aber vergessen Sie nicht, daß sich die Baronessa für sechs Uhr zur Maniküre angemeldet hat", sagte sie mit einem Lächeln, das wie Sand zwischen den Zähnen knirschte.

Bertl nickte und schlüpfte aus ihrem fliederfarbenen Kittel.

In Brunos Bar tranken wir einen Espresso, in den wir einen doppelten Aquavit kippten.

Ich erzählte Bertl von meinem Besuch in Kaltensee, von meiner Unterhaltung mit Dr. Zucker und Kim McGovern und von unserem Plan.

„Ich finde das schrecklich rührend von euch", sagte Bertl zögernd und starrte

in ihre leere Tasse. „Ich habe nur das unbestimmte Gefühl, als sei es zu spät..."

„Zu spät wozu?" fragte ich.

„Zu spät, um einzugreifen", sagte Bertl. „Es gibt Dinge, die sich in einem gewissen Stadium jedem Einfluß entziehen... die sich zwangsläufig entwickeln... bis zum bitteren Ende."

Ich konnte ihr unmöglich sagen, daß ich genau das gleiche Gefühl hatte.

*

Beim Abendessen saß ich allein an meinem Tisch im Speisesaal. Bertl führte Jonny Poker spazieren.

Gemäß unserer Verabredung sollten Josh und Kim McGovern erst am späten Abend nach Wildbühl kommen, um den Anschein zu erwecken, sie seien mit dem letzten Zug aus München eingetroffen.

Ich stocherte ziemlich lustlos in der gefüllten Kalbsbrust auf meinem Teller. Es war noch früh und der Speisesaal fast leer. Vom Portier hatte ich erfahren, daß Isabel, Anderl und die käsekuchenblonde Patricia noch vor dem Mittagessen mit dem Wagen fortgefahren waren. Wohin, das wußte er auch nicht.

Ich bestellte etwas Käse zum Abschluß und überlegte, was ich mit diesem Abend anfangen sollte. Meine Laune war hervorragend schlecht.

Whisky... dachte ich. Drei doppelte Whisky an der Bar, ein Gespräch mit Bruno, weil die Anwendung der italienischen Sprache mich immer heiter stimmt, und dann ins Bett. Plötzlich hatte ich eine alberne Sehnsucht nach einem einsamen Abend in meiner Münchner Atelierwohnung. Ein Buch von Josef Conrad, ein bißchen Musik, das archaische Lächeln des kleinen Negergottes auf dem Rauchtisch und das friedliche Schnarchen von Jonny Poker...

Nonsens. Ich war im Grandhotel von Wildbühl und ab morgen Akteur in einer ebenso lächerlichen wie sinnlosen Komödie. Nicht einmal der Gedanke an Kim konnte mich heiter stimmen. Dieses sonderbare kleine Mädchen mit dem kupferfarbenen Schopf war eigentlich viel zu schade für so einen Zweck-Flirt!

An der Bar setzte sich Tonio Meister zu mir. Tonio war auch Skilehrer und Naturbursche aus dem Bilderbuch unverstandener Frauen. Ein gut trainierter Körper, schwarzes Widdergelock über einer niedrigen Stirn, bronzierte Haut und weiße Zähne. Ein perfekter Saisongockel. Er sah mich aus seinen gelben Schafsaugen an, zeigte seine Reklamezähne und sagte:

„Haben Sie schon gehört, daß Anderl Feller seine Teilnahme am Skirennen abgesagt hat?"

Der Satan soll die Orchidee auf dem Infragrill rösten, dachte ich. Dieser Tonio freut sich natürlich, weil er dadurch Chancen hat, zum Lokalmatador zu avancieren.

Aber ich sagte nichts, und Tonio Meister ging wieder, um ein hetärenhaftes Filmsternchen zum Tanz zu bitten.

Ich wollte gerade zahlen, als Isabel West in die Bar kam. Sie trug seidene Torerohosen, ein hochgeschlossenes Brokatjäckchen und flache goldene Schuhe.

„Hallo, Mister Kilian", sagte sie. In ihrer heiseren Stimme war ein Unterton, der mich wachsam machte. „Sie wollten doch nicht etwa schon gehen?"

„Ich bin schon gegangen", sagte ich unfreundlich. Sie legte ihre überzüchtete Kinderhand auf meinen Arm, und ich sah den breiten Goldreif an ihrem schmalen Finger.

„Wollen Sie mir nicht Glück wünschen?" fragte sie und sah mich mit ihren leeren, grünen Mondaugen an. – „Ach... ich vergaß Ihnen zu sagen, daß ich heute Mister Feller geheiratet habe!" Sie lächelte und drehte den Ring an ihrem Finger. (Fortsetzung folgt)

Die entzauberten Kinder

Tagebuch einer verlorenen Generation · Von Ursula Schaake

Mutter ist tot. Drei Tage später erfahren Klaus (14), Karin (11) und Ricki (4), daß ihr Vater an der Ostfront vermißt ist. Sie sind völlig allein in der Stadt, auf die ein Bombenteppich nach dem anderen heruntergeht. Notdürftig finden sie Unterschlupf in einem kleinen Zimmer. Plötzlich taucht Tante Emmy auf. Auch sie hat alles verloren, sagt sie. Aber sie will den Kindern helfen. Meistens weint sie. Wenn sie nicht weint, hat sie Herzanfälle. Oder aber sie schläft. Ihre Hilfe besteht in der Hauptsache darin, daß sie sich mitversorgen läßt. Das Mädchen Karin erzählt dann weiter:

Klaus und Karin warten hinter der Brandmauer. Den Leiterwagen haben sie an der Laterne angebunden. Sie wollen ein Bett stehlen ... Zeichnung Heuer

Es fielen immer noch Bomben. Ricki war weggelaufen, Klaus und Tante Emmy hinter ihm her. Tante Emmy hatte Angst. Sie lief nur, weil Klaus lief.

Als Klaus Ricki eingeholt hatte und zurückbrachte, gab er ihm eine schallende Ohrfeige.

„Horch, bumbum", sagte er. Ricki fing an zu heulen.

Der Mann am Schreibtisch schläft

„Die Tante braucht ein Bett", sagte Klaus.

„Ja, die Tante braucht ein Bett", sagte ich. „Aber wo sollen wir eins herbekommen?"

„Wir könnten zur Ortsgruppe gehen." Wir gingen hin.

„Heil Hitler", sagte mein großer Bruder zu dem Mädchen im Zimmer.

„Heil Hitler", sagte das Mädchen. Ihre Haare lagen in dicken, blonden Zöpfen um den Kopf.

„Wir brauchen ein Bett", sagte mein Bruder.

„Zimmer acht, Möbelbezugscheine", sagte das Mädchen.

Wir gingen den langen Korridor entlang. Durch die zerbrochenen Scheiben pfiff der Wind.

Wir klopften an der Tür von Zimmer acht an. Niemand rief herein. Wir drückten die Klinke herunter.

Der Mann hinter dem Schreibtisch schlief. Wir blieben an der Tür stehen.

„Der schläft", sagte ich.

„Soll ich ihn wecken?" flüsterte mein Bruder.

Ich zuckte mit den Schultern. „Dann wird er vielleicht wütend."

Hinter uns klirrte ein Fenster im Durchzug. Die Papierbogen auf dem Schreibtisch wirbelten hoch. Der Mann wachte auf. Er hob den Kopf. Seine Augen sahen uns verschlafen an.

„Was wollt ihr?" fragte er.

„Heil Hitler", sagte mein Bruder.

„Heil Hitler", brummte der Mann.

„Wir möchten ein Bett", sagte mein Bruder.

„Ein Bett? – Wer seid ihr denn überhaupt?" fragte der Mann.

„Wir heißen Thoma", sagte mein Bruder. „Wir sind ausgebombt, wir haben kein Bett mehr."

„Ich kann euch keins geben", sagte der Mann.
„Das Fräulein hat gesagt, Sie geben uns einen Bezugschein", sagte mein Bruder.
„Ich hab' keine Bezugscheine mehr", sagte der Mann.
„Wir sind ausgebombt, unsere Mutter ist tot", sagte Klaus. „Wir haben auch noch einen kleinen Bruder."
„Nun macht schon, daß ihr fortkommt", sagte der Mann. „Ich kann euch kein Bett verschaffen."

„Nun schlaf schön, Tante!"

Wir gingen wieder nach Hause.
„Das kann ich doch nicht tun, Kinder. Ich kann euch doch nicht euer Bett wegnehmen", jammerte Tante Emmy.
„Och, wir können schon mal auf 'nem Strohsack schlafen", sagte Klaus.
„Aber ihr Lieben, das geht doch nicht", sagte Tante Emmy. Sie setzte sich auf das Bett. In ihren Augen standen Tränen. Sie blinkerte mit den Wimpern. Die Tränen rollten an ihren Backen herunter.
„Es macht bestimmt nichts, Tante Emmy. Leg dich hin", sagte ich.
Sie ließ sich seufzend auf die Kissen zurücksinken.
„Wenn ich mich nur nicht so schlecht fühlte", sagte sie. „Ich bin euch nur eine Last. Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich nicht gekommen."
„Nun schlaf schön, Tante Emmy", sagte mein Bruder. „Morgen bekommen wir bestimmt ein Bett."
Ricki verzog das Gesicht zum Weinen. Er stand neben der Tante und streichelte ihre Hand. „Bist du krank?" fragte er.
„Oh, oh", stöhnte die Tante. „Wenn doch nur nicht die Schmerzen wären." Sie tastete nach ihrem Herzen. „Ihr lieben Kinder..."
„Schlaf jetzt, Tante", sagte ich. „Wir legen uns auch hin."
Ich zog Ricki aus und packte ihn in seinen Lehnstuhl. Klaus und ich legten uns auf den Strohsack.
Ich konnte nicht einschlafen. Das Stroh piekte durch die Decke.
„Schläfst du schon?" fragte ich leise.
„Nein", flüsterte Klaus.
„Es ist so hart", sagte ich.
„Wir werden schon ein Bett finden", sagte er.
Vom Bett her stöhnte unsere Tante.
„Wir könnten mal zum Kaufhaus gehen", sagte ich.
„Meinst du, man kriegt da eins ohne Bezugschein?" fragte Klaus.
„Wenn die noch welche haben, vielleicht."
„Na, wir können es auf jeden Fall mal versuchen."

So einfach mitnehmen ...?

In der Nacht fielen Brandbomben auf das Kaufhaus. Es brannte bis in den Keller aus.
Klaus und ich liefen hin und sahen zu, wie die Feuerwehr löschte. Es war ein riesengroßes Feuer, und es brannte bis zum anderen Tag.
Als wieder Alarm kam, gingen wir in den Luftschutzkeller auf dem Münsterplatz. Dort trafen wir unsere Metzgersfrau.
„Haben Sie nicht ein Bett für uns?" fragte ich.
„Ein Bett? Ach so ja, Ihr seid ja... achja, achja, ihr Kinder, nein, ich habe auch alles verloren", sagte sie.
„Ihr Haus steht aber noch", sagte ich.
„Ja aber... wißt ihr..."
„Laß doch", sagte Klaus.

*

Wir saßen im Bunker zwischen einem Mann und einer alten Frau.
„Ob die wohl ein Bett haben?" fragte ich.
„Du kennst die doch nicht", sagte mein Bruder leise. „Wir können doch nicht alle Leute danach fragen. Dann können wir uns auch an die nächste Straßenecke stellen und jeden fragen, der vorbeikommt."
„Aber das wichtigste ist doch, daß wir

Die entzauberten Kinder

eins bekommen", sagte ich. Klaus winkte ab.

„Sei mal still. Ich muß überlegen."

Ich konnte sehen, daß er überlegte.

„Wir könnten mal in den Trümmern gucken gehen", sagte er. „Unser Sofa war ja auch noch in Ordnung. Wir hätten es mitnehmen sollen. Aber vielleicht finden wir irgendwo ein Bettgestell."

„Das nützt uns doch nichts, wenn wir keine Matratzen haben", sagte ich.

„Was sollen wir denn machen?"

„Ich habe eine Idee", sagte ich.

„Was denn?" fragte mein Bruder.

„Wir müssen in eine Wohnung gehen, die noch nichts abbekommen hat. Wo die Betten noch ganz sind."

„Du meinst, wir können da eins mitnehmen? So einfach?"

„Ja, wenn wir doch kein Bett kaufen können und die Partei uns keins gibt? Dann müssen wir eben sehen, daß wir so eins bekommen", sagte ich. Laß mich nur überlegen, wo noch ein Haus ganz ist, das wir kennen und wo wir bestimmt ein Bett finden."

Mein Bruder stieß mich in die Seite. „Sei doch nicht so laut", flüsterte er. „Die können uns doch alle hören."

Die konnten uns aber nicht hören; denn seit einigen Minuten fielen wieder die Bomben. Pausenlos.

Die haben Krach mit der Partei ...

Als die Entwarnung kam und wir draußen unschlüssig herumstanden, sagte Klaus:

„Das Haus von den Goltz steht noch."

„Die Schlafzimmer sind im ersten Stock. Ich hab' gesehen, daß Frau Goltz das Bettzeug da ausgelegt hat", sagte ich.

„Aber wenn sie uns schnappen?" sagte mein Bruder.

„Wir müssen es machen, wenn Alarm ist", sagte ich.

„Und wenn sie uns trotzdem schnappen? Wenn sie vielleicht gar nicht in den Bunker gehen?"

„Ja, ich weiß auch nicht", sagte ich.

„Die Goltz haben doch immer Krach mit der Partei", sagte mein Bruder nach einer Weile.

„Ja, ja", sagte ich. „Wenn sie uns schnappen, dann können wir zur Partei gehen und sagen: die haben uns ein Bett versprochen und wollten es uns dann doch nicht geben. Die sind doch bei der Partei sowieso nicht gut angeschrieben. – Wir müssen auch Bettzeug und Decken mitnehmen", sagte ich.

„Wir brauchen einen Leiterwagen", sagte mein Bruder.

„Den könnten wir von Herrn Schneider bekommen."

*

Gegenüber von den Goltz, auf der anderen Straßenseite, war in den Trümmern eine Brandmauer stehengeblieben. Klaus und ich hockten uns hinter die Mauer. Wir warteten. Wir konnten das Haus gut sehen. Die Sonne schien warm. Eine Amsel hüpfte über die Steine. Wenn sie sang, sah es aus, als bestehe sie nur aus Kehle und Schnabel.

„Du", mein Bruder stieß mich an. „Die gehen weg."

Drüben war die Haustür aufgegangen. Frau Goltz sagte etwas zu ihrem Mann, der den Schlüssel in das Schloß steckte, um die Tür von außen abzuschließen. Sie zeigte auf den Leiterwagen. Wir hatten ihn an der Laterne angebunden, Herr Goltz machte eine Bewegung mit der Hand und schüttelte den Kopf. Herr Goltz war nicht eingezogen worden. Er hatte ein schweres Gallenleiden. Er nahm seine Frau am Arm, und sie gingen die Straße hinunter.

„Ob die bald wiederkommen?"

„Weiß nicht", sagte mein Bruder.

„Wenn jetzt doch bloß Alarm käme", sagte ich.

„Sie sind noch nicht weit genug weg", sagte mein Bruder. „Bei Alarm kehren sie bestimmt wieder um."

Wir lagen hinter der Brandmauer und warteten. Der Postbote warf bei Goltz drei Briefe in den Kasten. Ein Soldat auf einem Fahrrad fuhr vorbei. Ein magerer Hund schnupperte an unserem Leiterwagen und lief dann weiter.

Dann kamen Herr und Frau Goltz zurück. Sie waren nicht lange fortgewesen, und es war auch kein Alarm gekommen. Sie guckten wieder zu dem Leiterwagen hinüber, gingen dann aber sofort ins Haus.

„Hab bloß keine Angst!"

In der Nacht kam Alarm.

Tante Emmy wachte nicht auf. Wir legten Ricki in ihr Bett.

„Los, komm", flüsterte mein Bruder Er warf mir meine Jacke zu. Wir liefen leise aus dem Haus und rannten die Straße hinunter, den Feldweg entlang, zu dem Schuppen von Herrn Schneider. Der Leiterwagen stand in einem Verschlag hinter dem Schuppen. Wir banden ihn los. Er ratterte hinter uns her, als wir ihn zur Clausiusstraße zogen. Ein paar Mal kippte er um. Aus einem Rad brach eine Speiche heraus.

Wir ließen den Wagen auf dem Bürgersteig vor dem Haus von den Goltz stehen.

Die Haustür war nur angelehnt. Wir horchten an der Kellertür, aber da unten war niemand. Wir liefen die Treppe in den ersten Stock hinauf. Drei Zimmertüren waren abgeschlossen. Die vierte stand einen Spalt weit auf. Mein Bruder knipste seine Taschenlampe an. Mitten im Zimmer stand ein breites Bett.

Ich riß das Bettzeug herunter. Es war noch warm. Ich wickelte es zu einem Bündel zusammen.

„Los, komm, die Matratzen", zischte mein Bruder.

Die Matratzen waren dick und schwer. Es waren drei. Ich warf sie neben das Bett auf den Boden.

Mein Bruder schlug mit dem Hammer gegen den unteren Bettpfosten. Das Holz knirschte. Er hob das Fußteil an, ich zog mit, es knackte. Dann hatten wir es aus den Scharnieren. Die beiden Bretter schlugen polternd auf den Boden.

„Jetzt das Kopfende!" Wir konnten es nicht hochheben. Es war zu schwer.

„Wir nehmen nur den Sprungrahmen," flüsterte mein Bruder. Wir hoben den Sprungrahmen heraus, und ich klemmte mir die Finger.

„Los, bring das Bettzeug 'runter."

Ich nahm das Bündel auf und lief die Treppe hinunter. Die Straße war hell. Christbäume standen am Himmel. Flugzeuge brummten. Die Flak schoß.

Ich lief wieder 'rauf. Wir warfen die Matratzen einfach die Treppe hinunter.

Wir banden das Bettzeug und die Matratzen mit einem Strick auf dem Wagen fest.

Wir zogen den Wagen, so schnell wir konnten. Als wir gerade vor unserem früheren Haus waren, begannen die Bomben zu fallen.

„In den Keller", schrie mein Bruder.

Wir zerrten die Matratzen vom Wagen und schleppten sie in den Keller. Als wir auch das Bettzeug nachgeholt hatten, konnte ich fast nicht mehr atmen. Wir saßen in dem dunklen Keller.

„Wir müssen noch den Sprungrahmen holen", sagte mein Bruder. Er sprach undeutlich, ich konnte ihn kaum verstehen.

„Jetzt gleich?"

„Fang bloß nicht an, Angst zu haben", sagte mein Bruder.

„Hab' ich ja gar nicht. Komm!" Ich lief ihm voran, wieder auf die Straße.

Die ersten Stufen der Treppe bei Goltz bekamen wir den Sprungrahmen noch leise 'runter. Dann konnte ihn mein Bruder, der sich vorn dagegenstemmte, nicht mehr halten.

Er sprang zur Seite, gegen das Treppengeländer. Es sah einen Moment lang aus, als falle er kopfüber über das Geländer.

„Laß los", schrie er noch, dann polterte der Rahmen die Stufen hinunter.

Klaus blutete im Gesicht. Ich wollte ihm das Blut abwischen.

„Nachher", sagte er und stieß meine Hand weg. Wir trugen den Sprungrahmen aus dem Haus und hoben ihn auf den Leiterwagen. Mein Bruder zog den Wagen, so schnell er konnte. Ich stemmte mich hinten dagegen und hielt den Sprungrahmen fest.

Wir schafften ihn zu den anderen Sachen in unseren Keller. Als der Alarm vorbei war, mußte ich meinen Bruder wecken. Er war auf den Matratzen eingeschlafen.

Das beste Bett für Tante Emmy

Am nächsten Abend, als es schon anfing dunkel zu werden, holten wir die Sachen und brachten sie in unser Zimmer. Den Leiterwagen fuhren wir auf den Feldweg zu Herrn Schneiders Schuppen und banden ihn an einen Baum.

„Kinder, Kinder, woher habt ihr denn das Bett?" fragte Tante Emmy. Sie lachte über ihr ganzes breites Gesicht und schlug vor Freude die Hände über dem Kopf zusammen. „Wie habt ihr das nur fertig gebracht? Nein, Kinder, das ist wirklich zu schön. Jetzt kann ich euch doch endlich euer Bett wiedergeben."

Das Bett von den Goltz war viel breiter als unseres, und die Matratzen waren dick und federten. Ein großes Plumeau war auch dabei. Mein Bruder Klaus und ich sahen uns an.

„Ja, jetzt haben wir unser Bett wieder", sagten wir.

*

Tante Emmy lag in der Mitte des neuen Bettes. Ihr Gesicht war rot. Auf ihrer Stirn standen Schweißtropfen. Sie hatte die Hände auf der Brust gefaltet.

Ricki stand vor ihr.

„Das ist aber ein feines Bett", sagte er. Er schlug mit der flachen Hand auf das Plumeau. Es gab einen Knall.

„Nicht, Rickilein, nicht", sagte Tante Emmy und faßte nach ihren Schläfen. „Schau, die arme Tante fühlt sich so schlecht. Diese Hitzeanfälle..."

„Kann ich bei dir schlafen, Tante?" fragte Ricki.

„Rickilein, mein Kind, heute abend nicht", sagte Tante Emmy. „Wenn die Tante sich wieder besser fühlt, dann kannst du jeden Abend bei ihr schlafen..."

Das Stehlen geht immer leichter

„Ich hab' ein prima Fahrrad gesehen", sagte Klaus, als wir abends auf unserer Treppe vor dem Haus saßen.

„Wo denn?" fragte ich.

„In der Quantiusstraße", sagte Klaus. Das war die große Straße, von der die Clausiusstraße abging, in der wir früher gewohnt hatten.

„Und es steht einfach so da?" fragte ich.

„Ja, ich hab' es schon ein paar Male gesehen. Es ist immer an einem Gartentor angekettet."

„Komm, wir holen es."

„Das können wir doch nicht", sagte Klaus.

„Warum hast du es mir dann überhaupt erzählt?"

Klaus zuckte mit den Schultern. „Na ja, ich weiß nicht. Gut gebrauchen könnten wir es auf jeden Fall."

„Ich hole nur meine Jacke", sagte ich.

„Bleib hier, sonst merkt die Tante was", sagte er.

Wir liefen die Straße hinunter. Sie war leer. Die Häuser waren dunkel. Schatten krochen aus ihren Ecken. Es war still. Eine Katze lief über die Straße. Sie hatte eine Maus quer in dem Maul.

Das war alles, was wir sahen, bis wir zur Quantiusstraße kamen. Das Fahrrad

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 27)



...da ging ihm ein Rätsel-Licht auf

1	2		3	■	4	5		6	7	■	8		9	
■		■	10				■	11				■		■
12		13		■	14		15			■	16	17		18
19				20		■		■	21	22				
	■		■	23		24		25			■		■	
26	27		28		■	29			■	30	31		32	
■		■	33		34		■	35	36			■		■
37		38		■	39		40			■	41	42		43
44						■		■	45					
46				■	47	48		49		■	50			
■		■	51	52			■	53		54		■		■
55		56			■	57	58		■	59		60		61
	■		■	62	63				64		■		■	
65	66		67			■		■	68		69		70	
71				■	72	73		74		■	75			
■		■	76				■	77				■		■
78				■	79					■	80			

Waagerecht: 1. Name vieler Industrieanlagen, 4. Glaubenssatz, 8. deutsche Währungs einheit, 10. Tonart, 11. Aufgeld, 12. natürl. Kopfbedeckung, 14. Sucht, leidenschaftl Liebhaberei, 16. Nagetier, 19. röm. Göttin d. Morgenröte, 21. Himmelsrichtung, 23. Begleitmannschaft, 26. Stern im Schwan, 29. Sammlung geflügelter Worte, 30. Trokkenvorrichtung 33. Astrologe Wallensteins, 35. gr. Gewässer, 37. Haushaltsplan, 39. Schmutz, Abfall, 41. Bankfach, Sicherheitsschrank, 44. Ausbilder, 45. Schmorgefäß, 46. Frauenkurzname, 47. dt. Schriftsteller † 1810, 50. Edelpelzwerk, 51. Zahlwort, 53. lt.: Fläche, 55. Fruchtdicksaft, 57. Nachtlokal, 59. Pflanzenteil, 62. Küstenfisch Nord-Europas, 65. schirmlose Kopfbedeckung, 68. Rennpferd, 71. engl. Staatsmann, 72. Wildpferd, 75. Belustigungsart, 76. Verbrecher, 77. dt. Ingenieur (Funkwesen) † 1940, 78. Nährmutter, 79. Vermächtnis, 80. Dienstgrad bei der Marine.

Senkrecht: 2. Sohn Isaaks, 3. Spielkartenfarbe, 4. franz. Schriftsteller † 1870, 5. lat.: bete, 6. Monatsname, 7. Geschäftsvertreter, Vermittler, 8. Dichter von „Stille Nacht, heilige Nacht", 9. wohlriechende Blume, 12. Greifglied, 13. Zehrwurz, 15. Edelgas, 17. Blutgefäß, 18. schmale Stelle, 20. Teil d. Weinstocks, 22. verlassene Gegend, 24. Sohn Adams, 25. indisch. Held, 27. Muse, 28. Fußbodenerhöhung, 31. Zeughaus, 32. Bericht, Vortrag, 34. Kinderfrau, Krankenpflegerin, 36. Torgatter, Zaun, 37. Hoherpriester, 38. früheres Flüssigkeitsmaß, 40. franz. Musikpädagoge †, 42. engl.: Alter, 43. Rheinnebenfluß in Baden, 48. Nadelholzbaum, 49. Pampahase, 52. Überbleibsel, 54. männl. Schwein, 55. Geschenk, 56. offener Eisenbahngüterwagen, 58. König v. Israel, 60. Oberfeldherr der Heere Karls V., 61. Fechthieb, 63. Hunnenkönig, 64. Rennbeginn, 66. franz. Opernkomponist † 1856, 67. Schluß, 69. Ur-Teilchen, 70. dän. Komponist, 73. dt. Baumeister †, 74. Segelstange.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a – blut – bren – che – chen – co – da – de – de – di – e – e – e – e es – ex – fe – fisch – gel – gel – gel – ger – grant – hoff – i – i – ka – kehl – ko – la – lai – li löf – mi – nar – nar – ne – neh – ni – no – no – nus – nus – o – or – on – pel – pi – ra ra – re – rei – rek – ri – rot – ru – sa – schlitt – se – si – sig – spi – ster – ta – ta – ter – ti to – töl – ton – u – un – ve – ver – za – zen – sind 26 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen, ein Wort von Thornton Wilder ergeben. Ch = ein Buchstabe.

1. Richtlinie ....
2. Widerwille, Abneigung ....
3. Salzwerk ....
4. schwed. Dichterin † 1940 ....
5. Muse ....
6. medizin. Saugwurm ....
7. Speisewürze ....
8. indisches Baldriangewächs ....
9. deutsch. Schlagerkomponist † ....
10. niederländ. Philosoph ....
11. ungeschickte Person ....
12. Sternbild ....
13. trop. Meeresfisch ....
14. Allgemeinbetäubung ....
15. Hubscheibe ....
16. Planet ....
17. deutsch. Komponist † 1849 ....
18. Eingeweidefett ....
19. indischer Staatsmann ....
20. feines Mehl ....
21. Auswanderer ....
22. leeres Geschwätz ....
23. Dichter d. romant. Schule † 1842 ....
24. Singvogel ....
25. karpfenartig. Süßwasserfisch ....
26. engl. Schriftsteller † 1936 ....

Auflösungen der Rätsel aus Heft 2 auf Seite 31

Die entzauberten Kinder

Fortsetzung unseres Romans von Seite 25

stand noch am Gartentor. Es war ein Herrenrad mit hoher Lenkstange. Der Lenker war rostig.

Wir blieben neben dem Rad stehen. Wir sahen uns um. Die Straße war leer. „Los“, sagte ich.

Klaus untersuchte die Kette. Er zog daran. Die Kette schnarrte über den Eisenstab, um den sie gewunden war.

„Ist da kein Schloß?“

„Doch.“ Klaus zog sein Taschenmesser aus der Tasche. Er ließ es aufschnappen und klemmte die Klinge zwischen Schloß und Bügel.

Es gab ein knackendes Geräusch. Das Schloß war auf. Wir schauten uns noch einmal um. Die Straße war noch immer leer. Ich nahm die Kette, und Klaus schon das Rad. Der hintere Reifen war platt. Das Rad polterte dumpf über den Bürgersteig.

„Wir könnten es eintauschen“, sagte Klaus.

„Sei froh, daß wir ein Rad haben“, sagte ich.

„Wir könnten allerhand dafür bekommen“, sagte Klaus.

„Was denn schon?“

„Wir brauchen noch einen Schrank“, sagte Klaus. „Wir könnten versuchen, einen Schrank dafür zu bekommen.“

„Wir können uns einen Schrank besorgen“, sagte ich. „Auch ohne das Fahrrad...“

„Die Goltz haben es nicht gemerkt“, kicherte Klaus. „Ich meine, das mit dem Bett.“

„Daß sie ein Bett weniger haben, das haben die schon gemerkt“, sagte ich. „Die haben nur keine Anzeige gemacht.“

Jabos!

Die Bombe fiel mitten auf die Straßenkreuzung. Der Knall riß mir Augen und Ohren weg. Als ich wieder etwas sehen konnte, merkte ich, daß ich im Rinnstein lag, das Rad über meinen Beinen. Neben mir lag Klaus. Er machte ein dummes Gesicht.

„Es war doch kein Alarm“, sagte er. Er zwinkerte mit den Augen und fuhr mit dem Jackenärmel über sein staubbedecktes Gesicht.

Ich mußte plötzlich lachen. Da fiel die zweite Bombe. Diesmal war es noch näher. Als ich wieder den Kopf hob, hatte ich den Mund voll Wasser aus der Gosse. Ich spuckte es aus. Aber der faulige Geschmack blieb.

„Komm“, keuchte Klaus. Er zerrte das Fahrrad von meinen Beinen. Ich sprang auf. Wir liefen die Straße hinab. Vor uns, wo die Bombe gefallen war, stand eine dicke Rauchwolke. Plötzlich spritzte Sand und Dreck von der Straße auf. Eine Maschine heulte tief herunter.

„Tiefflieger!“

Wir rannten durch einen Vorgarten, eine Treppe hinunter und in einen Keller.

Auf einem Tisch brannte Papier. Eine Kerze war umgefallen und hatte es angezündet. Da sahen wir die Frau. Sie lag vor dem Durchbruch.

Im nächsten Heft:
Tante Emmy stiehlt Brot – und Klaus plant einen Einbruch.



Jllegal nach Nigeria

Der Schriftsteller und Afrikaforscher Rolf Italiaander hat auf seiner zehnten Afrikareise, die in Mauretanien begann, viele Länder Westafrikas besucht. Er führte den Leser auch nach der alten, geheimnisvollen Stadt Timbuktu im Sudan. Immer wieder kam es ihm darauf an, die großen Kontraste des heutigen Afrikas zu schildern. In der letzten Folge berichtete er über die ehemalige deutsche Kolonie Togo, deren französischer Teil in diesem Jahr unabhängig werden wird. Italiaander sprach mit Ministerpräsident Sylvanus Olympio über Probleme des kleinen, modernen Staates. Nun führt er uns nach Nigeria, dem größten Staate Afrikas, der gleichfalls 1960 seine Unabhängigkeit erhalten wird.



Im alten kolonialen Glanze. Der Generalgouverneur von Nigeria und Oberbefehlshaber der nigerianischen Streitkräfte, Sir James Robertson, zeigt sich bei festlichen Anlässen wie die Vertreter der englischen Krone immer in glanzvoller Uniform. Dabei vertritt auch er die neue Schule des britischen Kolonialbeamten. Sir James diente der Krone vorher schon 31 Jahre im Sudan.

Ouidah liegt auf der Strecke zwischen Lomé, der Hauptstadt von Togo, und Porto-Novo, der Hauptstadt von Dahome – seit September 1958 auch ein unabhängiger Staat innerhalb der von Charles de Gaulle geschaffenen Französischen Gemeinschaft. Gemeinde und Kreis Ouidah zählen 15000 Einwohner, davon sind nur etwa 50 Europäer.

Ouidah hat seine Besonderheiten. So liegt am Rande des Ortes die kleinste Kolonie der Welt: Im 17. Jahrhundert hatten die Portugiesen in Ouidah eine Festung gebaut. Das Gelände gehört heute noch den Portugiesen und gilt als kleinster Staat der Welt: São João Batista d'Ajudá.

Es ist wirklich kurios: Innerhalb eines selbständigen afrikanischen Staates befindet sich diese portugiesische Enklave. Und sie besteht nur aus der Villa des Kommandanten, einem Wachgebäude und einem zauberhaft gepflegten Garten – Oberfläche alles in allem ein Hektar! Es gibt hier sogar portugiesisches Militär – etwa 20 Mann. Ob diese Einheimischen als Portugiesen oder als Franzosen gelten, konnte mir niemand verraten.

Man benötigt kein Visum, um diese portugiesische Enklave zu besuchen, in der auch portugiesische, nicht französische Gesetze gelten. Innerhalb des Territoriums wird sogar mit portugiesischem Geld bezahlt.

Mitten in der Stadt Ouidah, unmittel-



Afrikanische Schönheiten. Auf dem Pferderennplatz von Lagos geht es ganz ähnlich zu wie auf europäischen Rennplätzen. Die Fachleute gehen hin, um die Pferde zu bewundern, andere wollen beim Wetten gewinnen, wieder andere wollen sehen und gesehen werden. Mehr und mehr erscheinen auch in Lagos attraktive junge Frauen auf dem Rennplatz, um dabei gleichzeitig die neuen Moden vorzuführen.

bar gegenüber der Kathedrale, gibt es im Schatten von Fromager-Bäumen einen „heiligen Bezirk“ mit einem Schlangentempel, dem Dangbéhoué. Er ist wohl einer der populärsten Fetischplätze der Küste. Die Schlangen hier sind ungiftige Riesenschlangen: Pythons.

Den heiligen Bezirk umgibt eine hohe Mauer, so daß man annehmen sollte, die Schlangen könnten ihr Reich nicht verlassen. Manchmal aber tun sie es doch. Dann herrscht große Erregung in Ouidah. Man begleitet die trägen, überfütterten Schlangen auf ihrem Spaziergang. Die Schlangenpriester sagen ihre Sprüche auf, Lieder werden angestimmt, Tam-Tam-Trommeln geschlagen. Manchmal kehren die Schlangen nach einem Ausflug zu dem ihnen geweihten Tempel zurück, manchmal auch verschwinden sie im Busch, der hinter dem Ort beginnt.

Es kommt auch vor, daß sich eine Schlange in irgendeinem Haus Ouidahs häuslich einrichtet. Das gilt dann als große Ehre, ist allerdings recht kostspielig. Man darf nämlich nicht mit den heiligen Schlangen unter einem Dach wohnen, man muß also sein Haus aufgeben und sich ein neues kaufen oder bauen. Doch pflegt die Gemeinde die von einer Schlange „Geehrten“ zu unterstützen. Die Leute nebenan sehen es auch nicht gern, eine Riesenschlange zum Nachbarn zu haben, holt sie sich



Ein mächtiger Mann. **Dies ist der berühmte Großmeister des Meeres, der Dagbo-Hounon in Ouidah, in der neuen Republik Dahome. Auf den Europäer wirkt er einfältig und dumm. Nicht anders auch auf viele Afrikaner. Und doch hat er eine machtvolle Position, denn viele Tausende glauben an ihn.**

doch vielleicht Geflügel, oder eine Ziege, vielleicht sogar ein kleines Kind!

In einer Ecke des heiligen Bezirks befindet sich ein Pavillon. Hier liegen manchmal einige Schlangen. Die meisten aber halten sich in einer strohbedeckten Lehmhütte auf. Hier gibt es zahlreiche Kammern, in denen die Reptilien ungestört sind. Man kann getrost vor das Haus treten. Wenn man ihren Segen will, muß man Opfertiere mitbringen. Ich hatte drei Hühner gekauft und sie in das Haus getrieben. Ein Huhn sah ich nicht wieder, zwei jedoch verließen unversehrt das Haus. Sie wurden offenbar als Opfer nicht angenommen.

Der Leser wird sich vielleicht wundern, vielleicht sogar schockiert sein, daß ich mich an diesem Kult beteiligt habe. Aber man sollte bedenken, wie schwierig es für einen Europäer und

Andersgläubigen ist, Zugang zu einem heiligen Bezirk zu erhalten. Die Afrikaner sind im höchsten Grade mißtrauisch – und haben dazu auch allen Grund. Ja, man kann alle diese Einrichtungen wirklich nur dann kennenlernen, wenn man sie respektiert. Sonst wird einem der Zutritt verwehrt und mit ihm all die Erklärungen, die man sich wünscht und die man zum Studium der wahren afrikanischen Verhältnisse unbedingt benötigt.

Dagbo-Hounon „Großmeister des Meeres"

Außerdem sind Beziehungen wichtig. Ich kannte aus Paris einen französischen Abgeordneten, einen Mulatten, den ich jetzt überraschenderweise als Bürgermeister Ouidahs wiedertraf. Er genießt sowohl bei den Weißen als auch bei den Schwarzen hohes Ansehen. Monsieur le Maire schrieb einen freundschaftlichen Brief an den „Hohenpriester des Meeres" und bat ihn, mich zu empfangen und in das kultische Leben seines „Ordens" einzuführen.

Der merkwürdige Mann wohnte in einer Seitenstraße des Ortes, nicht weit vom Zentrum. Sein Besitz war ziemlich ausgedehnt. Alles, was der Mann von der Überlieferung erzählte, war interessant. Wenn er nur nicht äußerlich einen so lächerlichen Eindruck gemacht hätte! Er trug Sandalen aus Plastik, eine schäbige lange Hose und ein buntkariertes Hemd aus Baumwolle. Über eine Schulter hatte er einen schwarz-weißen Umhang geworfen, der mit Abbildungen von Spielkarten geschmückt war. Er trug ein Kopftuch und darüber einen verbeulten Filzhut. In der Hand hielt er einen primitiven Dreizack aus Holz, mit Nägeln verziert. Stolz machte er mir klar, das sei sein Zeichen der Würde und Macht. Der gute Mann selber wirkte aber in keiner Weise würdig oder mächtig. Er persönlich schien mir ganz einfach lächerlich, einfältig, dumm. Manchmal hatte er auch Anflüge von Brutalität im Gesicht, aber meist wirkte er wie ein Scharlatan auf mich. Es wunderte mich überhaupt, daß er die Überlieferung, der er diente, so logisch zu interpretieren verstand. Aber ob er selber alles begriff?

Ich habe mit dem Dagbo-Hounon verschiedene Fahrten und Spaziergänge in die Umgebung von Ouidah unternommen. Ich glaube beobachtet zu haben, daß er auf primitive Menschen wirkte. Schwarze Funktionäre, Beamte oder Kaufleute, schienen jedoch ähnliche Gedanken über ihn zu haben wie ich selber. Aber vielleicht taten sie auch nur so, weil sie mich, einen Europäer, mit ihm sahen. Fraglos üben derartige Männer noch eine geheime Macht aus. In allen Afrikanern wirken wohl noch Atavismen, und dazu gehört der Glaube an die Allmacht solcher Männer.

Der Beruf des Fetischeurs ist erblich. Die großen Fetischeure weihen ihre Söhne in ihre Geheimnisse ein, sobald sie älter werden. Wenn ein bedeutender Fetischeur gestorben ist, versammeln sich seine Brüder und Schwestern und berufen den Boko-Non. Dieser befragt Fa, den Geist der Weisheit, der nun durch geheimnisvolle Zeichen bestimmt, welcher der Söhne des verstorbenen Fetischeurs dessen Amt übernehmen soll. Meistens sind die Söhne schon zu Lebzeiten des Vaters zumindest in die Grundregeln des Fetischismus eingeweiht. Ist das nicht der Fall gewesen, dann muß der Erwählte für etwa ein Jahr in eine Art Kloster seines Ordens eintreten. Danach erst wird er durch den Dagbo-Hounon, also den „Hohenpriester des Meeres", geweiht und bestätigt.

Niemand kann ein anerkannter Fetischist werden, ohne sich mit der Schöpfungsgeschichte befaßt zu haben. Der Aspirant muß die einzelnen Götter kennenlernen und erfahren, welche Rolle sie in der Schöpfung spielten, er muß die geheimnisvolle und ganz besondere Sprache der Fetischisten erlernen.

Die Gottheiten werden symbolisiert durch die Elemente und Kräfte der Natur. Das Schöpferpaar wird gebildet von Rissa, dem Repräsentanten des Reichtums und der Macht, und Mahou, der Mutter von allem, die einundvierzig Söhne hat, die alle Götter sind.

Bei verschiedenen Festlichkeiten der Fetischeure traf ich immer wieder Beamte und Sekretäre, die ich bisher für aufgeklärte, wirklich „hundertprozentige" Menschen des 20. Jahrhunderts gehalten hatte. Sah ich sie nun tanzend, singend und musizierend um einen Fetischeur – jetzt natürlich in traditionelle afrikanische Gewänder gehüllt –, so glaubte ich gelegentlich, sie nicht wiederzuerkennen, und es wollte mir nicht in den Kopf, daß ich mit genau diesen Menschen am Morgen über irgendwelche soziologischen, psychologischen oder technischen Probleme gesprochen hatte.

Doch so eben ist Afrika, das heutige Afrika. Ich kann es nur immer wieder betonen: Gegenwärtig brodelt in jeder afrikanischen Seele eine Art Hexenkessel. Das Alte ist noch nicht ausgestorben, das Neue drängt sich vor, zu früh oft, viel zu früh.

Illegale Einreise nach Nigeria

All die Erlebnisse in Dahome setzten mir sehr zu. Sie verwirrten mich, beunruhigten mich. Um weiterarbeiten zu können, brauchte ich erst einmal außen und innen Ruhe, also die Möglichkeit, mich zu besinnen. Es war mittlerweile Weihnachten geworden. Meine Freunde hatten mit sich selber zu tun, wollten ihren Familien leben. Ich wollte sie nicht stören. Ich verlebte einen traurigen Heiligen Abend einsam in Cotonou.

Wegen der Weihnachtsfeiertage war keine Aussicht, ein mir für die Weiterreise zur Verfügung stehendes Auto zu reparieren. Alle Flugscheine waren ausverkauft. Ich hätte zehn Tage warten müssen, um „standesgemäß" weiterzureisen. In der seelischen Verfassung, in der ich mich augenblicklich befand, stimmte mich dies hektisch, und ich beschloß wieder einmal – wie früher so häufig als junger Mann – ganz einfach mit den Verkehrsmitteln der Einheimischen zu reisen. Französische Bekannte rieten mir ab. Einer allerdings sagte: „Warum nicht? Es wird gewiß ein hübsches Abenteuer." Ich entschloß mich dazu.

Am ersten Feiertage morgens um halb vier Uhr ließ ich mich mitsamt meinem Gepäck von Cotonou in einstündiger Fahrt nach dem Marktplatz von Porto-Novo bringen, der Hauptstadt von Dahome. Hier sollte ich um fünf Uhr einen nigerianischen Autobus finden, der nach Lagos, der Hauptstadt von Nigeria, fuhr. Ich war wohl rechtzeitig da, aber der Autobus war weggefahren, weil er schon vor der Zeit überfüllt gewesen war. Mein Chauffeur war traurig über mein Mißgeschick. Plötzlich sagte er: „Ich kenne ein Dorf, von wo aus man durch die Lagunen nach Nigeria einreisen kann. Miete dir doch ein Boot und laß dich zur nigerianischen Grenze rudern. Dort findest du bestimmt einen Wagen."

„Ist das nicht gefährlich?" fragte ich. Er lachte mich aus.

„Also gut", sagte ich. „Fahren wir in das Dorf!"

Wir durchquerten einen dunklen Urwald und fuhren über wahrhaft entsetzliche Schneisen und Pfade. Ich hatte schon jetzt genug von diesem Abenteuer. Aber der Leser weiß, daß ich mir auf meinen Reisen durch Afrika zur Regel gemacht habe, nicht umzukehren. Ich glaube nun einmal daran, daß es Unglück brächte. Ich biß also die Zähne zusammen, und wir schaukelten und rumpelten weiter durch den Urwald.

Schließlich kamen wir an eine Lichtung, wo verschiedene Schneisen und Pfade zusammentrafen und wo sich allerlei Leute aufhielten. Ich sah eine Lagune und eine Anzahl Einbäume. Als wir uns der Menschenansammlung näherten, begrüßte man mich durch laute freundliche Zurufe, und mehrere Männer boten mir sofort ihr Boot an. Schon riß man die Türen des Wagens auf und wollte mein Gepäck herauszerren. Ich hatte wirklich Mühe, mich durchzusetzen. Vielleicht hätte ich es nie geschafft, wenn mir mein Fahrer nicht in wirklich aufopfernder Weise beigesprungen wäre.

Man sprach hier verschiedene Einheimischendialekte, aber auch Französisch und Englisch. Aus letzterem konnte ich schließen, daß sich unter den Leuten bereits einige Nigerianer befanden.

Wir schlossen den Wagen ab und sahen uns die Einbäume an. Bis auf einen waren sie alle nicht sehr vertrauenerweckend. Fast alle standen zu einem guten Viertel voller Wasser. Jenes eine Boot dagegen war ziemlich neu und trocken. Sein Besitzer war ein dürrer einäugiger Mann unbestimmbaren Alters, der zwei kleine Söhne bei sich hatte. Sie alle drei brüllten nicht wie die anderen, verhielten sich vielmehr ziemlich stolz und würdevoll. Wir handelten den Preis für meine Überfahrt deshalb mit ihnen aus. Ich versprach ihnen einen guten Lohn. Alsdann schleppten wir mein Gepäck in das Boot und stießen ab.

Wir fuhren nur ein paar Meter – und schon sahen wir nichts mehr von der Anlegestelle – so viele Windungen machten die Fahrrinnen und so dicht bewachsen mit Schilf waren die Ufer. Wir paddelten gute zwei Stunden über die idyllischsten Gewässer, deren ich je in Afrika ansichtig geworden war. Wie sich hier der Einäugige oder auch andere Paddler zurechtfanden, blieb mir ein Rätsel. Ständig taten sich neue Lagunen auf, aber bestimmt wählte der Mann immer die richtige Fahrrinne für unsere Weiterfahrt.

An den Ufern standen Schilf und Papyrus, wuchsen herrliche Blumen. Ich sah Tausende von Schmetterlingen und Libellen, so groß, so schön, so wundervoll wie nie zuvor. Unbekannte Vögel tauchten auf. Manchmal standen Riesenvögel zum Greifen nah im flachen Wasser. Und die vielen Fische! Die vielen Krebse! Die bunten Wasserschlangen! Es war paradiesisch schön.

Nach etwa zweistündiger Fahrt sagte der Einäugige: „Nun bist du in Nigeria!"

Da lag auch schon ein kleines Dorf vor uns, und wir machten an einem Steg fest.

Ein würdiger Alter kam auf mich zu und begrüßte mich zeremoniell. Ich fragte ihn, ob es von hier einen Transportwagen nach Lagos gäbe, davon habe man mir erzählt.

„Gleich wird er abfahren", sagte mir der Alte. „Wir haben nur auf dich gewartet."

„Auf mich gewartet?" fragte ich erstaunt. „Ihr wußtet doch gar nicht, daß ich komme."

„Die Tam-Tam-Trommeln haben es berichtet", sagte er. Ach ja, die guten alten Tam-Tam-Trommeln von Afrika...

Ich entlohnte den Einäugigen und seine Söhne. Sie brachten mein Gepäck noch eine Böschung hinauf. Ja, da stand tatsächlich ein verbeultes und verrostetes Auto. Es war wohl der älteste Lastwagen, den es hier an der Küste gab. Auf seiner Ladefläche waren Bänke aufgestellt. Sie waren überfüllt von Menschen und Gepäck.

„Und da soll auch ich noch Platz finden?" fragte ich.

„Der Platz neben dem Chauffeur ist reserviert", sagte man mir. Und auf diesem Platz fuhr ich dann einen Tag lang durch Busch und Urwald, von Dorf zu Dorf, bis wir endlich bei Sonnenuntergang die Peripherie von Lagos erreichten, der Hauptstadt der Nigerianischen Föderation, die große Hafenstadt, die man gern als das „Bombay von Afrika" bezeichnet.

Ich hatte mir ein Zimmer bestellt. Es war reserviert. Aber man wollte es mir nicht geben. Mein Paß trug wohl ein Visum, aber keinen Grenzvermerk.

„Sie werden Schwierigkeiten haben", sagte man mir. „Sie sind illegal eingereist. Das behagt der Polizei gar nicht. Man ist sehr streng hier."

Nach langem Verhandeln bekam ich doch mein Zimmer. Trotzdem erlebte ich einige unruhige Tage. Ich wagte nicht einmal, mich bei Bekannten zu melden, um ihnen keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Ich hatte doch schon einmal die größten Schwierigkeiten in Lagos gehabt.

Peinliche Verwechslung

Das war auf meiner vorletzten Reise. Ich war von Bord und danach erst zur Fremdenpolizei gegangen, um mein zugesagtes Visum abzuholen. Man war sehr böse mit mir und erklärte, ich sei doch ausgewiesen worden. Wie ich es wagen könne, wieder das Land zu betreten!

Ich fiel, wie es so schön heißt, aus allen Wolken. War ich doch vor jenem Besuch noch nie in Lagos gewesen.

„Lügen Sie nicht auch noch!" fuhr mich der englische Polizeimajor an. „Unten steht ein Gefängniswagen. Seien Sie froh, wenn wir Sie nicht ins Gefängnis bringen, sondern an Bord Ihres Schiffes."

So geschah es. Solange die „Hildegard Z. Nimtz" am Kai lag, wurde sie von Militär mit Maschinengewehren bewacht. Ich durfte nicht einmal die Gangway betreten. Eine Bekannte, die mit mir auf dem Schiff reiste und wirklich gute Beziehungen zu den Engländern hatte, versuchte vergeblich, herauszubekommen, was man mir vorwarf. Erst viel später erfuhr ich es.

Man hatte mich mit einem anderen Träger meines Familiennamens verwechselt, der aus politischen Gründen ausgewiesen worden war: Er soll an einem englischen Festtag im Zustand der Trunkenheit das englische Herrscherhaus beleidigt haben. Mit diesem entfernten Verwandten, den ich gar nicht kenne und der heute in einem anderen afrikanischen Lande lebt, werde ich auch jetzt noch manchmal verwechselt, was dann meist unangenehme Folgen hat.

Wieso ich diese unangenehmen Erinnerungen in den letzten Tagen verdrängt hatte, ist mir ein Rätsel geblieben. Aber nun stand die alte Affäre, obwohl seitdem fünf Jahre vergangen waren, deutlich wieder vor meinen Augen. Ich sah eine neue Katastrophe heraufkommen.

Vorbei war die Hoffnung auf friedliche

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft Nr. 2

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Pfad, 4. Blatt, 7. Kufe, 10. Olm, 11. Riege, 12. Gruen, 13. Seele, 15. Teig, 16. Fontaene, 20. Takt, 23. Enkel, 26. Sieg, 29. Ost, 30. Posse, 31. Mohr, 33. Earl, 35. Dschunke, 38. Mai, 39. Eis, 41. Tito, 42. Garn, 44. Melis, 48. Kamee, 49. Star, 51. Araber, 53. Erato, 54. Kamerad, 55. Rum, 56. Gas, 57. Odin, 58. Loden, 59. Vene. — Senkrecht: 1. Post, 2. Fleet, 3. Ameise, 5. Leto, 6. Agent, 7. Kran, 8. Feh, 9. Ende, 14. Maki, 16. Fee, 17. Tasten, 18. Eris, 19. Ski, 21. Vesta, 22. Rampe, 24. Nord, 25. Loch, 26. Sol, 27. Genie, 28. Honig, 30. Preis, 32. Eck, 34. Aktie, 36. Sen, 37. Ulema, 38. Montage, 40. Salami, 43. Ruben, 45, Lehre, 46. Satan, 47. Mako, 48. Kral, 50. Rose, 52. Rad.

Silbenrätsel. 1. Diele, 2. Eurydike, 3. Reaktion, 4. Solo, 5. Posaune, 6. Ideal, 7. Testament, 8. Zitrone, 9. Etalon, 10. Däumling, 11. Oase, 12. Riesling, 13. Nonne, 14. Diderot, 15. Elegie, 16. Rarität, 17. Ermanrich, 18. Raabe, 19. Fahrenheit, 20. Arnika, 21. Hausen, 22. Ringelnatter, 23. Ungeziefer, 24. Niere, 25. Generator, 26. Dividende, 27. Riege, 28. Irrsinn, 29. Nemesis, 30. Grotte, 31. Theater, 32. Tachometer, 33. Internat, 34. Ebene, 35. Fandango. **Der spitze Dorn der Erfahrung dringt tiefer als es tausend Ermahnungen vermoechten.**

Hexenkessel Westafrika

Weihnachtstage. Fast vier Tage hielt ich mich sozusagen in meinem Hotel versteckt, da die Behörden erst ab Montag wieder Dienst taten.

Ich war wohl der erste an jenem Morgen auf der Fremdenpolizei. Ich erklärte einem Beamten, warum ich keine normale Grenzstation passiert hatte, und gab meinen Paß ab.

Mehr als eine Stunde mußte ich warten. Endlich wurde ich aufgerufen. Der Chef der Fremdenpolizei wolle mich persönlich empfangen. Ich trat bei einem schwarzen Offizier mit goldener Brille ein und nahm auf der Kante des Stuhles Platz, den er mir anbot. Vor ihm lag ein Aktenstück, das gut fünf Zentimeter dick war. Er blätterte darin und schüttelte immer wieder den Kopf. Ich schloß die Augen. Sollte er doch mit mir machen, was er wollte, dachte ich. „Gerechtigkeit gibt es nur auf dem Theater“, sagt Schiller. In Nigeria habe ich eben Pech. Aber da hörte ich auf einmal eine Stimme:

„Ja, alle diese Papiere handeln nur von Ihnen. Es ist uns ja alles so peinlich. Wie konnte das nur geschehen? Wie konnte man Sie nur so behandeln?! Aber der Fall ist nicht ohne Folgen geblieben. Der Generalgouverneur selber hat ihn bearbeitet. Mehrere Männer sind darüber gestolpert. Wir werden diesmal für sie tun, was wir nur können. Verfügen Sie über uns, wenn Sie uns brauchen. Und nun gestatten Sie bitte, daß ich Seiner Exzellenz von Ihrer Ankunft Mitteilung mache. Er möchte sich persönlich bei Ihnen entschuldigen, ehe Sie noch irgend etwas in Nigeria unternehmen.“

Guter Schiller, dachte ich, Gerechtigkeit gibt es nicht nur auf dem Theater. Für mich begann eine Reihe von eindrucksvollen Wochen in Nigeria.

Lagos (300 000 Einwohner) ist eine sich weit hinziehende Hafenstadt. Sie hat die sich widersprechendsten Quartiere. Eben ist man noch in einem finsteren Hafenviertel gewesen, da rollt man schon durch ein elegantes Landhausviertel wie im Westen von London. Im Stadtinnern reißt man jetzt vieles nieder, um Platz für Neubauten und speziell für neue Straßen zu bekommen. Der Verkehr ist manchmal beängstigend!

Die Stadt wird von Schiffen aus aller Welt angelaufen. Finden sie am Kai von Lagos keinen Platz mehr, müssen sie gegenüber in Apapa festmachen. Diese Bundeshauptstadt besitzt ein Museum mit sehr wertvollen afrikanischen Antiquitäten, sie hat auch moderne Fabriken und Eisenbahn-Reparaturwerkstätten, denn die nigerianische Eisenbahn, bei der 35 000 Nigerianer beschäftigt sind, besteht schon seit über fünfzig Jahren.

Die Kriminalität in Lagos ist beträchtlich. Verbrechen aller Art finden am laufenden Bande statt, und jedermann weiß, daß es eine regelrechte „Verbrecher-Akademie“ gibt. Nur weiß angeblich niemand, wo sie sich befindet. In Lagos wird viel Sport getrieben. Eine Sensation für Schwarze und Weiße sind die Pferderennen, bei denen man hervorragende schwarze Jockeis im Sattel sehen kann. Lagos als Hauptstadt der Nigerianischen Föderation ist Sitz des Bundesparlaments und Sitz auch des Generalgouverneurs der Föderation.

Sir James Robertson, Generalgouverneur und Oberkommandierender der britischen Truppen in Nigeria, empfing mich in seinem feudalen Palast, der an der Marina, der Uferstraße, liegt.

„Ich habe heute etwa die Rolle eines Schäfers“, sagte der GG (wie man hier abkürzt) zu mir. Der Beruf eines Schäfers sei zwar ein segensreicher, aber man ernte keinen Dank. „Meinen Landsleuten muß ich etwas wegnehmen, den Nigerianern kann ich nur geben, was ich zu verwalten habe. Sie aber wollen viel mehr. Die wenigsten von ihnen wissen, daß jede Kolonialverwaltung viel Geld kostet, und sie haben die falsche Hoffnung, daß bei der Machtübernahme die Kassen voll seien.“

Nigeria steht heute inmitten der dramatischen Vorbereitungen für die „Machtübernahme“. Wenn Nigeria dieses Jahr unabhängig wird, ist es der größte unabhängige Staat in Afrika; denn das Land zählt 35 Millionen Einwohner. Die Föderation wird gebildet aus der Westregion, der Ostregion und der Nordregion – hinzu kommt noch Britisch-Kamerun. Die West- und die Ostregion haben eigene Regierungen bereits seit 1957, die Nordregion erhielt „selfgovernment“ im März 1959. Die Politiker Nigerias haben auf der Nigeriakonferenz im September 1958 einstimmig erklärt, daß die Föderation aufrechterhalten und das Land im Commonwealth bleiben werde. Aber es gibt viel Zwietracht in Nigeria unter den Politikern wie unter den Rassen. Schon werden Befürchtungen geäußert, das Land könne nach Erlangung der Unabhängigkeit in kleine Länder zerfallen.

„Sowjetrußland und dem Kommunismus gebe ich keine großen Chancen in Nigeria“, sagte Sir James. „Die Nigerianer haben genug Land, die Löhne und Gehälter steigen, ihre Lebenshaltung wird immer besser. Zufrieden sind sie auch deshalb, weil sie ihre Unabhängigkeit ohne einen Schuß, ohne einen Toten erhalten.“

Im nächsten Heft:

Magische Zeichen - Man hat es schwer als König - Die Politiker Nigerias - John Bull wie in alten Zeiten - Heiden und Nacktgeher

Um Kopf und Kragen

Zyankali für den Generalstab

Die Geschichte eines Kriminalfalles, der Österreichs Monarchie zu erschüttern drohte · Von Dr. W. Gerteis

Im November 1909 kommt es zu einem Massenattentat auf den österreichischen Generalstab. Zwölf als Probesendungen getarnte Zyankalibriefe werden an junge Offiziere versandt. Einer der Offiziere stirbt, Hauptmann Mader; die anderen können rechtzeitig gewarnt werden. Der Verdacht, die Briefe versandt zu haben, richtet sich gegen den 30jährigen Oberleutnant Adolf Hofrichter in Linz. Er wird verhaftet und in die hermetische Abgeschlossenheit des Wiener Garnisongefängnisses gebracht. Das Motiv zur Tat wäre, wenn Hofrichter tatsächlich der Täter ist, einzigartig — es wäre der verzweifelte Versuch eines zurückgesetzten Offiziers, über ein Massenattentat an seinen glücklicheren Kameraden doch noch in letzter Sekunde in den Wiener Generalstab zu gelangen ...

Oberleutnant Adolf Hofrichter ist hinter den Mauern des Garnisongefängnisses am Hernalser Gürtel lebendig begraben. Er darf keinen Brief schreiben und keinen empfangen. Kein Besucher darf zu ihm. Er hat keinen Verteidiger. Er erhält auch keine Zeitungen. Als wenn die Welt um ihn gestorben wäre...

Außer seinem Wärter sieht er nur einen Menschen – den Untersuchungsrichter. Es ist der Hauptmann-Auditor Jaroslaw Kunz. Hofrichter wird fast jeden Tag von Kunz verhört. „Ich war es nicht!" erklärt Hofrichter.

Sein Untersuchungsrichter wird in der Gerichtsverhandlung zugleich der Ankläger und der Verteidiger sein, noch mehr – er ist auch der Richter, dessen Stimme bei Stimmengleichheit entscheidet. So will es das österreichische Militärstrafrecht. Es stammt noch aus der Zeit der Folter. Es hat alle humanen Fortschritte – das Recht auf einen Verteidiger und das Recht auf ein öffentliches Verfahren – verschlafen.

Österreich ist in zwei Lager gespalten. Sie befehden einander heftig. Hofrichter ist schuldig – Hofrichter ist unschuldig! Zwischen den Zeitungen herrscht Kriegszustand. Die Hofrichter-Partei wird von der „Arbeiterzeitung" und dem „Neuigkeiten-Weltblatt" angeführt, die gegnerische Partei vom „Neuen Wiener Journal" und dem „Illustrierten Extrablatt".

Zwischenspiel in Leitmeritz

Im Abgeordnetenhaus kommt es zu einer wütenden, aber erfolglosen Interpellation (eingebracht von Mühlwert und Genossen) gegen das geheime Verfahren und die Allmacht des Auditors.

Schließlich macht man den Angehörigen Hofrichters doch ein Zugeständnis: sie dürfen durch einen Anwalt jene Dinge, die für den Angeklagten sprechen könnten, in Schriftsätzen an den Auditor richten. Sie beauftragen damit Wiens bekanntesten Rechtsanwalt, Dr. Richard Preßburger.

Dr. Preßburger stellt den offiziellen Antrag, im Falle Hofrichter ausnahmsweise einen Verteidiger zuzulassen. Nur der Kaiser kann darüber entscheiden. Franz Joseph lehnt ab, „aus schwerwiegen den Gründen, es soll keine Ausnahme gemacht werden".

*

Es kommt zu einem schaurigen Zwischenspiel: man gräbt ein junges Mädchen aus, das seit fünf Jahren tot ist. Die Wiener Staatsanwaltschaft erhält die Anzeige, daß Hofrichter seinerzeit, bei Manöverübungen in Siebenbürgen, die Tochter eines evangelischen Pfarrers bewogen habe, mit ihm nach Wien zu fliehen und dort zu leben. Hofrichter war damals noch nicht verheiratet.

In Leitmeritz in Böhmen habe er sich dann mit dem Mädchen verlobt. Anfang April 1904 sei das Mädchen plötzlich unter merkwürdigen Umständen gestorben. Sie habe vor ihrem Tode Erbrechen, Atemnot und Krämpfe gehabt, die Leiche sei blau gewesen.

Die Zeitungen stürzen sich auf diese Geschichte. Der Vater des Mädchens, ein Pfarrer in Hermannstadt, gibt eine Erklärung ab: seine Tochter sei an einem Herzleiden infolge eines Gelenkrheumatismus gestorben. „Ich habe die Tote in Leitmeritz voll stillen, seligen Friedens vorgefunden."

Die Exhumierung wird dennoch angeordnet. Menschenscharen umstehen den Friedhof in Leitmeritz. Die Ecke, wo die Tote ruht, ist von der Polizei hermetisch abgesperrt. Später wird das Ergebnis veröffentlicht: keine Spur von Gift. Die Zeitungen berichten: „Der Myrthenkranz, der im Sarge lag, war noch ziemlich gut erhalten."

*

Tag um Tag verrinnt. Aus Tagen werden Wochen, aus Wochen Monate.

König Leopold II. von Belgien, der „Kongo-König", stirbt. Eduard VII. von Großbritannien wird ihm bald ins Grab folgen. Der gefeierte Nordpolfahrer Cook wird als Schwindler gebrandmarkt. Suffragetten versuchen den britischen Premier Asquith mit Beilen zu erschlagen. Der große Hofball eröffnet die Wiener Ballsaison („... es wurde so voll, daß der 80jährige Kaiser mit dem Marschallhut den Vordrängenden lächelnd bedeutete, Platz zu schaffen..."). Der „Herrgott von Wien", der Bürgermeister Lueger, muß an tiefen Furunkeln im Rücken operiert werden; es ist sein letztes Krankenlager. Am Semmering gleiten auf vereister Bahn die Segelflieger herab. Und eine erschauernde Menschheit erfährt von den Astronomen, daß der Komet Halley so nahe an die Erde herankommen werde, daß sie im Bereich seines Schwanzes liegen werde...

Der Winter vergeht. Es wird Frühjahr.

Man hört nichts von Hofrichter. Seine Frau hat inzwischen einem Knaben das Leben geschenkt. Der Redakteur Max Winter von der „Arbeiterzeitung" hat seine Verteidigungsschrift über Hofrichter veröffentlicht („Aus dem Notizbuch

Aus der Geschichte der Markenwerbung - Folge 3



Eine umwälzende Neuerung

sollte im Jahre 1884 das Rasiermesser ablösen, das schon seit der Bronzezeit von tüchtigen Badern geschwungen wurde, um den Gesichtern des starken Geschlechtes ein wohlansprechendes Äußere zu verleihen. So jedenfalls dachte es sich der Erfinder des Barthobels, Herr W. Krag, als er unserem Verlagshaus eine Anzeige mit der oben wiedergegebenen Illustration zur Veröffentlichung übergab. Aber wahrscheinlich erinnerte das Gerät doch zu stark an das Instrumentarium mittelalterlicher Folterkammern. Der Erfolg blieb dem Erfinder des Hobels versagt, und die Männer blieben bei den bewährten Messern mit echt Solinger Schneide.

Einen durchbrechenden Erfolg dagegen hatte ein gewisser Mr. Gillette aus USA, der eine zweiseitig geschliffene, blattdünne Klinge erfand und dazu einen Apparat, in den die Klinge gebogen eingespannt werden konnte. Im Herbst 1907, also vor 50 Jahren, stellte er diesen Gillette-Apparat und seine auswechselbaren Klingen zum erstenmal in Deutschland vor. Unser Verlag erhielt damals den ehrenvollen Auftrag, diese Neuerung seinem großen Leserkreis bekanntzugeben. Übrigens kostete der erste Apparat seinerzeit 20 Goldmark. Heute erhält man ihn um weniger als die Hälfte. Das liegt an dem großen Absatz, der durch eine systematische Werbung erzielt werden konnte. Hohe Fabrikationsauflagen senken ja bekanntlich die Stückpreiskosten, und das kommt dann dem Verbraucher zugute. Die ständige Werbung des Hauses Gillette in unserer FRANKFURTER ILLUSTRIERTEN hat ein gut Teil dazu beigetragen, diese Preisreduktion zu ermöglichen und die Klingen-Qualität immer weiter zu verbessern. Unsere Leser sollten den von uns veröffentlichten Anzeigen stets ihre Aufmerksamkeit schenken. Es lohnt sich!

Frankfurter Illustrierte

Um Kopf und Kragen

eines Journalisten", so heißt sie). Sie schließt mit dem Satz: „Möge es gelingen, einem militärischen Justizmord vorzubeugen!"

Max Winter kommt deswegen vor Gericht und wird zu 200 Kronen Geldstrafe verurteilt. Offenbar existiert heute nur noch ein einziges Exemplar seiner Broschüre, in der Wiener Hofbibliothek; es trägt den verblaßten Stempel: „Verboten".

„Schicke mir Bilsenkraut"

Aber in den nächsten Wochen überstürzen sich die Berichte aus dem Gefängnis.

Der Profos Tuttmann, der mit der Aufsicht über Hofrichter beauftragt ist, wird plötzlich verhaftet. Er hat sich von Hofrichter bestechen lassen und Nachrichten von ihm an seine Frau angenommen. Die Frau des Profosen beförderte die Kassiber. Man erfährt Bruchfetzen aus den beschlagnahmten Briefen:

„Bitte sorge dafür, daß mein schwarzer Zivilanzug aus dem Hause kommt" (das ist der Anzug, in dem Hofrichter als angeblicher Frauenarzt Dr. Haller aufzutreten pflegte). „Laß einen schönen Kranz auf dem Grabe von Mader niederlegen, mit einer Schleife: Dem lieben Kameraden" (Hauptmann Mader ist der Offizier, der dem Giftmörder zum Opfer fiel). Und in einem dritten Brief heißt es:

„Hier ist es fürchterlich! Rette mich, hilf mir, schicke mir Bilsenkraut! Hast mich noch ein wenig lieb, dann hilf mir!" Das Bilsenkraut könne, so legt Hofrichter dar, in einem Blumenstrauß eingeschmuggelt werden; Profos Tuttmann werde ihn besorgen.

Bilsenkraut? Wofür? Die Fachleute melden sich zu Wort. Mit der Giftpflanze kann man eine schwere Nervenirritation vortäuschen, erweiterte Pupillen, Schlafsucht, wilde Delirien...

Man erfährt jetzt, daß Hofrichter in seiner Haft öfters irre redet. Er bildet sich plötzlich ein, daß seine Zelle eine Kirche sei; er lauscht einem imaginären Gottesdienst. Die Psychiater untersuchen ihn: „Hofrichter ist geistig normal. Moralisch minderwertig. In prozessualem Sinne zurechnungsfähig. Simulant!". Braucht er das Bilsenkraut, um seine „Wahnvorstellungen" echter erscheinen zu lassen?

Einige Tage darauf eine neue Nachricht aus dem Gefängnis: Ein Wachtposten kehrte zufällig in Hofrichters Zelle zurück. Zu seiner Überraschung fand er den Häftling in der Uniform eines Profoses, eines Wärters. Er schlug Lärm...

Die Uniform hatte der ungetreue Profos besorgt. Hofrichter hatte sie in seinem Lager versteckt. Hinter seinem Bett findet man in der Mauer ein „ziemlich großes" Loch. Hofrichter hatte es in monatelanger Arbeit mit seinem Eßbesteck gegraben.

„Tja, der Hofrichter, der hat immer, bei allem, was er getan hat, gedacht, man wird ihn nie erwischen", sagt Regierungsrat Stukart, Chef der Wiener Kriminalpolizei, als er die Neuigkeiten hört: „Jetzt hat er endlich gemerkt, um was es geht. Jetzt kämpft ein eiskalter Verbrecher mit allen Mitteln um seinen Kopf."

Die Zeitungen, die für Hofrichter eintreten, deuten die Dinge anders: „Hier kämpft ein Unschuldiger um die letzten Chancen, seine Unschuld gegen ein entsetzliches Geschick und eine gnadenlose Prozeßordnung zu beweisen."

„Ich möchte den Auditor sprechen"

Hofrichters verzweifelte Versuche, sich zu retten, sind gescheitert. In den letzten Tagen hat ihm der Auditor freimütig das gesamte Beweismaterial vorgelegt.

In Zelle 5 ringt ein Mensch mit sich... Gegen Abend läßt Hofrichter durch seinen neuen Wärter dem Hauptmann-Auditor Kunz ausrichten, er müsse ihn sofort sprechen. Er wird zu ihm geführt.

Hofrichter steht leichenblaß vor dem Untersuchungsrichter. Der Schweiß läuft ihm über das Gesicht, sein Kinn und seine Backenknochen zittern. Er kämpft einen übermenschlichen Kampf.

„Nun?" fragte ihn der Auditor mit leiser Stimme.

Hofrichter starrt ihn an, als sähe er ihn zum ersten Male. Dann entringt sich seinen Lippen ein einziges Wort: „Nichts!" Er wendet sich und stolpert davon.

Zwei Tage später. Es ist der 28. April 1910. Wiederum will Hofrichter den Auditor sprechen. Er muß warten. Denn der Auditor läßt erst eiligst den Schreiber und einen Zeugen herbeiholen. Dann führt man Hofrichter herein.

Er ist tief erregt, und er braucht Minuten, bis er endlich sprechen kann. Dann sagt er heiser:

„Ich war es! Ja, ich war es!"

Es ist das Todesurteil für Hofrichter. Tod durch den Strang. Nach dem österreichischen Militärstrafrecht kann ein Angeklagter nur dann zum Tode verurteilt werden, wenn er entweder auf frischer Tat ergriffen wird oder wenn er gesteht...

Die Nachricht, daß Hofrichter gestanden hat, wird eiligst dem Kaiser nach Schönbrunn überbracht. Mit großen Schlagzeilen berichten die Blätter am nächsten Morgen:

„Vollkommenes Geständnis Hofrichters!"

Es gibt jetzt keinen Zweifel mehr: Hofrichter ist jener mysteriöse Charles Francis, der am 14. November 1909 zwölf Giftbriefe, getarnt als Warenprobe eines angeblichen neuen Sexual-Stärkungsmittels, an junge Generalstabsoffiziere verschickt hat. Sie alle waren seine Kameraden auf der Kriegsschule gewesen. Er ist der Mörder des Hauptmanns Richard Mader.

„Vor dieser Tat hört das Begreifen auf"

Das Motiv für das einzigartige Massenattentat? „Ich wollte mir meine Karriere im Generalstab wieder ermöglichen", erklärt Hofrichter, und er setzt hinzu „Es war die Liebe zu meiner Frau; sie sollte ein gesichertes Leben führen".

Als er im Verordnungsblatt die endgültigen Avancements gelesen habe, so berichtet er, und entdeckt habe, daß er nicht in den Generalstab berufen worden sei, da habe seine Frau zu ihm gesagt: „Siehst du, wenn ich einen von denen geheiratet hätte, dann wäre ich jetzt die Frau eines Generalstäblers."

Aus Liebe zu seiner Frau! Alle mögen es ihm glauben. Zwei Menschen glauben es ihm nicht.

Der eine ist seine Frau. Mit steinernem Gesicht erklärt sie: „Ich war längst davon überzeugt, daß mein Mann dieses Verbrechen begangen hat. Er hat stets ein Doppelleben geführt. Er hat mich wie alle Welt getäuscht. Es ist nicht wahr, was er sagt! Ich will ihn nie mehr sehen!"

Der andere ist Regierungsrat Stukart. Für ihn ist Hofrichter ein Verbrecher von seltener Kaltblütigkeit. Mit Befriedigung liest er in Wiens führender Tageszeitung, der „Neuen Freien Presse":

„Vor dieser Tat hört das Begreifen auf... Stets wird von diesem Mann in der Kriminalistik wie von einem unlösbaren Rätsel erzählt werden. Das Merkwürdigste an Hofrichter ist das Element der kriminellen Dummheit. Wie kann dieses philisterhafte Leben mit einer Handlung verknüpft werden, die den Giftmord lustig wie mit einem Heurigenkranz heraussteckt und sich eine Hetz macht, wenn zwölf Menschen mit ‚verblüffender Wirkung' in Todeskrämpfen auf dem Boden liegen?"

Aber auch die berühmte Wiener Sentimentalität ist voll erwacht. Die „Frankfurter Zeitung" läßt sich von ihrem Korrespondenten in Wien schreiben: „... ein Geständiger ist wieder unser Bruder, dem nur die Liebe nahen darf. Hofrichter hat schwer gefehlt, er hat schwer gebüßt, er steht nun über der menschlichen Gerechtigkeit... seine arme Seele... er ist erlöst, er ruhe in Frieden."

Wütend wirft Stukart die Zeitung auf den Tisch: „Na schön, dann sollen sie sich das nächste Mal diese armen Seelen von Massenmördern gefälligst selbst fangen!"

*

Ungeklärt bleibt die Herkunft des Zyankalis.

Hatte tatsächlich sein Vater, wie Hofrichter angibt, ihm schon vor Jahren diese Menge eines schrecklichen Giftes für seine Amateurfotografie besorgt? Oder hatte Hofrichter sich das Gift als „Dr. Haller" bei den Apotheken zu beschaffen verstanden? Oder stammte das Zyankali gar aus einem militärischen Depot? Man erinnert sich jetzt, daß man seinerzeit an jene österreichischen Offiziere, die an der unruhigen serbisch-montenegrinischen Grenze Dienst taten, vorsorglich Zyankali für den Fall ihrer Gefangennahme verteilte; Hofrichter gehörte zu diesen Offizieren.

Die Frage bleibt ungeklärt, und es fällt auf, daß man über sie rasch hinweggeht...

Gericht des Schweigens

Vier Wochen nach dem Geständnis tritt das Kriegsgericht zusammen; Kriegsrecht nennt man es in Österreich. Es tagt in dem großen Gebäude des Garnisongerichtes, das nach allen Seiten frei am Hernalser Gürtel liegt.

Acht Offiziere bilden das Gericht – zwei junge Leutnants, zwei Oberleutnants, zwei Hauptleute, ein Oberstleutnant und der Auditor, Hauptmann Jaroslaw Kunz.

Um 6 Uhr früh wird Hofrichter vom Arresthauptmann abgeholt. Es regnet in Strömen. Um 8 Uhr früh wird er in Uniform, ohne Waffen, in den Gerichtssaal geführt. Er sieht verstört aus und zittert am ganzen Leib. Die Tür schließt sich.

Hofrichter steht vor seinen Richtern. Man weiß, was jetzt geschieht, obwohl die Öffentlichkeit nicht zugelassen ist. Hofrichter wird zunächst gefragt, ob er gegen die Zusammensetzung des Gerichtes etwas einzuwenden habe. Man glaubt, sein leises „Nein" bis auf den Gang hinaus zu hören.

Dann beginnt Auditor Kunz mit eintöniger Stimme die Anklageschrift vorzulesen. Wenn er fertig ist, wird Hofrichter aus dem Saal geführt werden, und seine Richter, die kein Wort zu ihm gesprochen haben, wird er erst beim Urteilsspruch wiedersehen.

Später erfährt man, daß Hofrichter die Partie noch immer nicht aufgegeben hatte. Er redet vor dem Gericht konfus, er benimmt sich, als wäre er in einer Kirche. Man muß ein neues Gutachten einholen. Es lautet: Simulant.

Die „Verhandlung" – es fällt einem schwer, dieses Wort zu gebrauchen – dauert fünf Tage. Vor dem Auditor liegt ein dickes Bündel beschriebener Bogen. Es sind die Protokolle über die Verhöre, die er mit dem Angeklagten angestellt hat, die Vernehmungen der Zeugen und der Sachverständigen, die allein dem Auditor übertragen waren. Der Auditor liest diese zahllosen Bogen vor, tagelang. Die sieben Offiziere müssen seinem Vortrag schweigend zuhören. Sie dürfen erst nach Beendigung der Verlesung Fragen stellen und Zweifel äußern.

Am 28. Juni ist die Schlußsitzung.

Die Richter ziehen sich zurück. Jeder in ein gesondertes Zimmer. Jeder muß mit sich allein beraten. Dann werden sie einzeln vor den Auditor und den Oberstleutnant gerufen und geben ihren Urteilsspruch ab. Schuldig oder nicht schuldig. Nur diese beiden Männer wissen das genaue Stimmenverhältnis. Es muß ewiges Geheimnis bleiben.

Das Urteil bleibt zunächst streng geheim. Es muß von der höheren militärischen Instanz genehmigt werden. Auch Hofrichter kennt es nicht.

Trotzdem wissen die Zeitungen zu berichten, daß das Urteil auf Tod durch den Strang laute. Sie sind sehr voreilig. Sie irren sich!

Eine Woche vergeht, eine zweite, eine dritte. Die vierte Woche beginnt. Noch immer nicht weiß Hofrichter, wie das Urteil lautet.

Am 26. Juli wird Hofrichter aus seiner Zelle geholt und in den Gerichtssaal geführt. Es ist genau fünf Uhr nachmittags.

Bei offenen Fenstern und Türen...

Alle Fenster und Türen des Raumes sind weit geöffnet. Lauter Trommelwirbel ertönt. So verlangen es die uralten Vorschriften.

Der Auditor beginnt mit weithin tönender Stimme das Urteil zu verlesen:

„Oberleutnant Adolf Hofrichter wird folgender Verbrechen und Vergehen schuldig erkannt: 1. Verbrechen des Meuchelmordes vollbracht an Hauptmann Mader und versucht an elf anderen Offizieren. 2. Verleitung eines Profoses zum Mißbrauch der Amts- und Staatsgewalt...".

Die Verlesung dauert 15 Minuten. Neuer Trommelwirbel beschließt sie.

Die Strafe: 20 Jahre verschärfter schwerer Kerker.

Was niemand wußte, erfährt man jetzt: Hofrichter hat sein Geständnis widerrufen! Es ist seine Rettung vor dem Galgen. Für den Indizienbeweis sieht das Militärstrafrecht nur Kerkerstrafe vor. Das ist eine seiner wenigen humanen Stellen.

Hofrichter kehrt in seine alte Zelle zurück. Aber nur noch für kurze Zeit. Er schreibt seiner Frau einen Brief. Er wolle sie zum letzten Male sehen. „Glaube mir, meine Seele weiß nichts von meinem Verbrechen..."

Es wäre unmenschlich, ihm diesen Wunsch abzuschlagen. Sie geht mit ihren Eltern zu Hofrichter. Sie weinen alle. Es ist das Ende einer Ehe. Sie scheiterte an der Überzeugung des Mannes, daß für seine Pläne und Begierden das Gesetz des Dschungels gelte...

Dann wird Hofrichter vom Arresthauptmann in einem Automobil abgeholt und in die Militärstrafanstalt Möllersdorf gebracht. Damit schließt einer der denkwürdigsten Kriminalfälle des neuen Jahrhunderts.

*

Es gibt ein Nachspiel.

Der Generalstab erschien einem Törichten, der dadurch bis zum Massenmord verblendet wurde, als ein militärisches Paradies. Es endete wenige Jahre später, mit dem ersten Weltkrieg.

In den Monaten des Umsturzes werden auch die Tore der Militärzuchthäuser geöffnet. Die Beamten flüchten, die Häftlinge entweichen. Hofrichter ist als Schreiber beschäftigt. Er verläßt das Zuchthaus als letzter. Später folgt er einer Aufforderung, zurückzukehren. 1920 wird er endgültig entlassen. Er hat nur die Hälfte seiner Strafe verbüßt. Er versucht eine Wiederaufnahme seines Verfahrens zu erreichen. Umsonst!

Und so entschwindet er im Dunkel des Vergessens. Wenn er heute noch irgendwo leben sollte, müßte er achtzig Jahre alt sein.

Im nächsten Heft:

Die „schönste Frau Europas" - Ein Foto macht sie zur Agentin Deutsch mit östlichem Akzent Die Franzosen stellen eine Falle



Oskars Seereise

VON CEFISCHER







Das Fußbad nach der Dusche

A. Neßlinger:

Kurzweil an langen Abenden



„Was heißt hier, ich bin nicht bei der Sache? Erwartest du noch von mir, daß ich dabei 'n Strick- oder Spinnlied singe?"



„Meine Frau ist dran? Herrlich, bin beim Schinkenklopfen gleich zur Stelle."



„Sehr nett, aber davon kriegen wir die Bude nicht warm. Hier, draußen kannste weiterbasteln!"

„Sie tun ja so, als hätten Sie noch kein Sackhüpfen gesehen!"



„Oh, Sie sind grad bei Pfänderspielen! Gestatten, Knolle, Gerichtsvollzieher. Darf ich mich auch daran beteiligen?"



„Sssag bloß — hick — du wwwillst um diese Zeit nnnoch 'ne Partie — hick — Tttischtennis spielen?"

FRANKFURTER ILLUSTRIERTE • DAS ILLUSTRIERTE BLATT

CHEFREDAKTION: GERHARD HOFMANN. Verlag Frankfurter Jllustrierte Wirthle, Kluthe & Co. KG., im Verlagshaus Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M., Frankenallee 71—81. Tel.: Sammelnummer 330441. Fernschr. 041 1655. Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE erscheint wöchentlich — Heftpreis 50 Pf, Zustellgeld 5 Pf, bei Bezug durch die Post monatlich 1,91 DM einschließlich 13,35 Pf Zeitungsgebühr, zuzüglich 9 Pf Zustellgeld. — Auslandspreis 70 Pf. Für unverlangt eingehende Einsendungen keine Gewähr. — Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH. und HABRA-Kupfertiefdruck, Darmstadt.

Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE darf nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. — In Oesterreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Printed in Western Germany.

Belgien bfr. 7.— · Dänemark dKr. 1.25 · England sh. 1/6 · Finnland Fmk 70.— · Frankreich NF —.70 · Holland hfl. —.60 · Italien Lire 100.— · Norwegen nKr. 1.25 · Oesterreich S. 4.— · Portugal Esc. 5.50 · Schweden sKr. —.90 inkl. oms. · Schweiz sfr. —.60 · USA $ —.25

Sicherheit - und das Fahren wird zur Erholung

Der neue TAUNUS 12 M liegt sicher in Ihrer Hand, auf jeder Straße und in jeder Kurve. Scharfes Bremsen bringt ihn ebensowenig aus der Spur wie Straßenbahnschienen oder nasser Asphalt. Ein Beweis dafür, wie sorgfältig abgestimmt seine Federung ist. Behaglich zurechtgesetzt — so reisen Sie entspannt im neuen TAUNUS 12 M. Sie wissen sich von Sicherheit umgeben — im Schutz einer doppelwandigen Stahlkarosserie. Die Stärke der Türen und das von Ford entwickelte schüsselförmige Lenkrad — hier können Sie Sicherheit mit Händen greifen. Äußere und innere Sicherheit — beides zusammen macht das Fahren im neuen TAUNUS 12 M zur Erholung. Preis DM 5395.- ab Werk; mit 55-PS-Motor nur DM 110.- mehr, andere Sonderausstattungen laut Preisliste.

Taunus 12 M, ab Werk DM 5395.-

9PI2



Die Welt vertraut FORD

JACLAND MARMUR

Robinson und die Katze

„Er jagt die Katze", rief der Doktor und blieb erstaunt stehen. Der Kapitän aber griff zur Waffe, und sie starrten gespannt auf den Fremden, der sie gar nicht zu sehen schien.
Zeichnung Wywiorski

Im Logbuch der Schiffskapitäne wird sie „Freundliche Insel" genannt. Ein dankbarer Seemann hat sie so getauft, als er sie nach einem Hurrikan entdeckte und dort Süßwasser fand.

Aber für die Copra-Händler und Segelschiffsmatrosen des Archipels heißt sie die „Insel des Wahnsinns". Johnny Trevor hatte genügend Zeit, um den Grund dafür herauszufinden.

Johnny war zweiter Maat der gescheiterten Brigg „Ripana". Er erreichte die Insel bewußtlos, an eine Planke festgebunden. Die Brandung warf ihn über das Korallenriff. Eine sanfte Welle trug ihn über eine purpurfarbene Lagune und setzte ihn vorsichtig an Land.

Als sich endlich seine salzverkrusteten Augen öffneten, bemerkte er als erstes ein sonderbares Zerren und Zucken unter einem zerfetzten Stück Leinwand am Fußende seiner Planke. Fasziniert beobachtete er, wie eine große, lohfarbene Katze, noch schwach und benommen sich darunter hervorarbeitete. Im gleichen Augenblick, als sie den Mann erblickte, duckte sie sich, drückte den Bauch flach an den Boden und funkelte ihn aus haßerfüllten grünen Augen an. Ihr Schwanz zuckte langsam hin und her. Sie fauchte, schlug mit der Pfote nach ihm und zog sich zurück.

Bitter kniff Johnny die Lippen zusammen. Die einzigen Überlebenden, dachte er: der zweite Maat und Lucifer, die Bordkatze.

„Was habe ich dir je getan?" murmelte er, „daß du mich so hassen kannst?"

Johnny war jung und zäh. Er erholte sich schnell. In einem Kokospalmen-Hain fand er eine Quelle mit kühlem, frischem Trinkwasser; daneben stieß er auf die Reste einer einfachen Hütte. Weiter entdeckte er ein Fischnetz, Vogelfallen, eine Dose mit einem rostigen Nagel und einem Stück Feuerstein – ein Zeichen, daß vor ihm schon Schiffbrüchige hier gehaust haben mußten.

Das Leben war leicht. Fische gab es reichlich, Seekrabben in jeder Felsspalte, Vögel und Eier im Überfluß; außerdem Kokosnüsse, Brotfrüchte und kleine rote, eßbare Beeren. Aber es war verzweifelt einsam, und nach wenigen Tagen wußte er nicht, womit er sich noch beschäftigen könnte.

Lucifer, die Katze, hatte diese Sorgen nicht. Nur ihr Haß gegen den Mann schien sich zu vertiefen.

Johnny begann, Futter für sie auszulegen und geduldig seine Freundschaft anzubieten, jedoch ohne Erfolg. Die Katze kam nur zum Trinken an die Quelle, wenn er nicht da war. Überraschte er sie jedoch dabei, sprang sie sofort in Deckung, fauchend und mit gesträubtem Fell, die schwarzen Pupillen zu senkrechten Schlitzen des Hasses zusammengezogen. Das wiederholte sich bis zu jenem Tag, als Johnny aufsprang und wütend einen Stock nach ihr warf.

„Du...!" schrie er wild, „alle auf der Ripana waren meine Freunde! Warum konnte es nicht einer von ihnen an deiner Stelle sein, du schleichendes Biest!"

Er taumelte an den Strand. Dort saß er, mit dem Gesicht in den Händen, unter der leeren, brennenden blauen Glocke des Himmels, bis er die Sonne auf Kopf und Nacken wie eine sengende Flamme zu spüren begann. Mit wirren Augen blickte er über die Wasserwüste. Dann stand er langsam auf, um sein Fieber in der warmen, blauen See zu kühlen.

*

Es war Sammy Fannings Schoner, von dem aus man einen flatternden Signalfetzen auf der Insel sichtete. Doktor Proust, der Regierungsarzt, befand sich auf seiner üblichen Dienstfahrt an Bord. Sam, dessen wettergegerbtes braunes Gesicht in der sinkenden Sonne wie poliertes Holz glänzte, sagte trocken und mit harter Stimme:

„Wir werden niemanden finden, Doktor; ich bin schon viermal dort gewesen.

Habe einen Burschen von einer Kokospalme abgeschnitten. Die anderen – sie gehen einfach eines Nachts ins Meer, schätze ich." Er hob die Schultern. „Die Insel muß verflucht sein; dort werden alle verrückt. Dabei ist das Leben dort so leicht."

„Zu leicht, Sammy, zu leicht!" Doktor Proust zupfte an seinem kleinen braunen Bärtchen.

„Da ist nichts, dem sie Widerstand zu leisten brauchen. Selbst der Regen ist warm und mild. Der Verstand eines Mannes wird ausgehöhlt und eines Tages fortgewaschen, wenn die Bedingungen zu freundlich und leicht sind. Auch Nationen und Zivilisationen sind daran zugrunde gegangen, Sammy."

Der Kapitän schien recht zu behalten. Als die braunen Boys das Boot über die flache Lagune pullten, lag der Strand verlassen da. Nur ein seltsames Ding aus gespaltenen grünen Zweigen stand da. Es sah wie ein selbstgebasteltes Hockey-Tor aus, nur war es viel kleiner und hatte eine Falltür, die von einem Palmenholzspan offengehalten wurde. Kapitän Fanning wollte an Land waten und es sich ansehen. Aber plötzlich blieb er stehen und deutete, besorgt den Kopf wiegend, auf das entfernte Küstengestrüpp.

Ein großer, kraftvoller junger Mann mit einem bärtigen, sonnengebräunten Gesicht, nur mit einem Schurz aus Kokosgeflecht bekleidet, schlug mit einem dünnen Stock von Zeit zu Zeit scheinbar sinn- und zwecklos auf die Büsche. Sammy sah den Doktor an und langte nach seinem Gewehr.

„Verrückt wie ein Märzhase", sagte er. „Wir werden ihn vielleicht binden müssen. Haltet die Leinen bereit, Leute!"

Sie beobachteten die Bewegungen des Mannes in einer Art faszinierten Grauens. Plötzlich sprang der Doktor auf und ergriff den Arm des Kapitäns. „Es ist eine Katze!" rief er, „er treibt eine Katze vor sich her!"

Johnny hatte die Katze jetzt aus den Büschen getrieben. Sie krümmte sich, sprang in die Luft, und schlug in höchster Erregung mit dem Schwanz hin und her.

Johnny berührte sie nicht mit dem Stock. Aber mit jeder Bewegung zwang er die Katze näher an die offene Käfigtür heran. Und während Doktor Proust und Kapitän Fanning erstaunt zusahen, dirigierte er das Tier in die Falle; es konnte nicht mehr ausweichen. Es kostete ihn etwas Mühe, durch die Stäbe zu greifen, die Katze im Nacken zu fassen und etwas Bast um ihre schlagenden kleinen Tatzen zu binden. Dann legte er sie auf einen Segelballen im Heck des Bootes, von wo ihre glimmenden Augen ihn mit ihrem Haß verfolgten.

„Vielen Dank, Kapitän, daß Sie gewartet haben", sagte Johnny ruhig. „Ich konnte nicht gut ohne meinen Freund hier weggehen."

Sam Fanning hatte die Stirn gerunzelt und hielt immer noch sein Gewehr bereit. „Leg' deine Flinte weg, Sammy", sagte Doktor Proust. „Dieser Mann ist in Ordnung."

Johnny Trevor lächelte etwas, wohl wissend, was der Kapitän dachte. „Ich habe versucht, ‚Lucifer' an mich zu gewöhnen, aber er hat mich immer nur gehaßt. Fast hätte ich ihn getötet, so hat er mich gereizt. Wenn ich es getan hätte, wäre ich jetzt vielleicht das, wofür Sie mich offenbar gehalten haben, Kapitän..." Johnny zögerte, fuhr dann aber ruhig fort: „Ich hielt meinen Verstand scharf und gesund gegen seinen Haß. Es dauerte vier Monate, bis ich ihn zum ersten Mal auf diese Weise fangen konnte – bis ich alle seine Bewegungen und Reaktionen im voraus einschätzen konnte. Als es zu einfach wurde, machte ich immer kleinere Käfige... Ich bin froh, daß Sie gekommen sind. Lucifer war trotz seines Hasses mein Freund."

(Übersetzt aus dem Amerikanischen von Peter Naujack)

Schneller, besser, leichter geht alles mit Pril ✶

R 630 /59

Im Handumdrehen –

. . . abgewaschen. Dabei habe ich mit dem Geschirr nicht gespart, um alles nett zu servieren.

Ja, mit Pril ist Gastfreundschaft auch für die Hausfrau ein Vergnügen. Pril-entspanntes Wasser spült alle Hausfrauen-Sorgen weg. Das geht so schnell, das geht so leicht und wird mit wenig Pril erreicht. Abtrocknen wird für Sie bald nur noch eine Erinnerung sein, bei der Sie lächeln — froh, daß das vorüber ist.



denn: Pril entspannt das Wasser — und darauf kommt es an!





Pril spart Arbeit — deshalb kaufen Sie mit jeder Packung gleichzeitig freie Zeit für das, was Ihnen Freude macht.